

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Anekdoten und Erzählungen

urn:nbn:de:bsz:31-62031

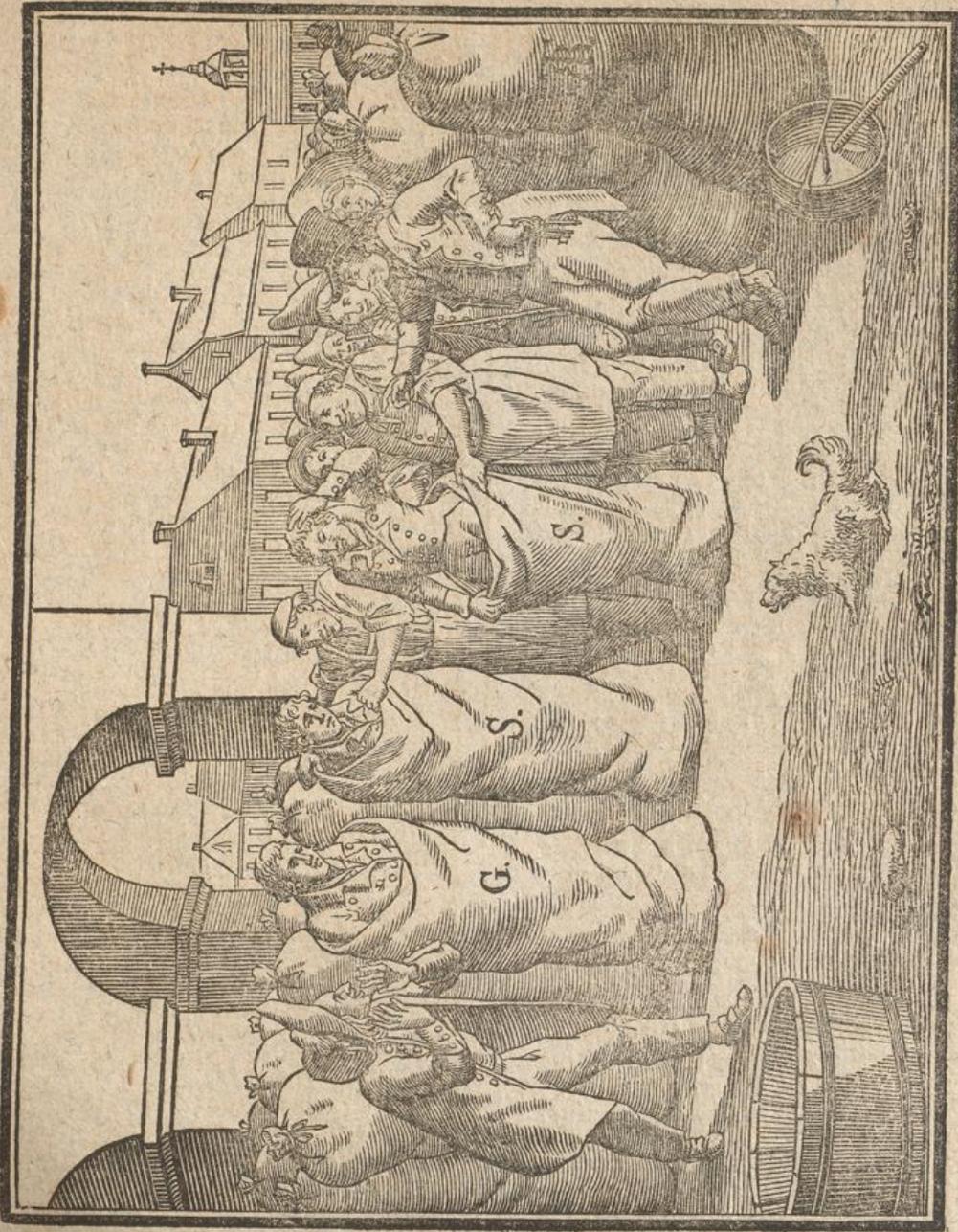
Anekdoten und Erzählungen.

Altteutsches Gedicht in der ober-
teutschen Mundart.]

[Mit einer Abbildung.]

Es war ein Beck in einer Stadt,
Welcher eine schöne Frauen hatt,
Daß sie wer Tugentsam und from,
In der Stadt hat der Beck drei Heyder,
Ein Goldschmid, Schuster und ein Schneider,
Stelten der Frauen heimlich nach,
Ein jeder ihr groß gschänk versprach,
Wenn sie wurd ihren Willen than,
Die Frau sagt heimlich ihrem Mann,
Er sprach: lads auf ein Nacht all drey,
Ich will die Sachen ratben frey,
Ich und der Knecht wollen uns sein,
Verbergen in den Stall hinein,
Wenn du sie in dem Hay wirst haben,
So wöllen wir ihn recht eintragen,
Sie sprach: Den einen will ich sein,
Strecken in den Backofen hinein,
Die andern zwen in unsern Säcken
Auf mein gheiß müssen sich verstecken,
Wenn du wirst hören mich Holz hawen,
So magst du wol zum Handel schawen.
Der erst umb acht Uhr kam gegangen,
Ward von der Beckin schön empfangen,
Sie sprach: ich hab ewr lang begehrt,
Der Goldschmidt sie so balde verehrt
Mit einem Ring und andern Sachen,
Ibet als bei achtzehn Gulden machen,
Als sie nun sassen ob dem Tisch,
Um neun Uhr klopft der Schuster frisch.
Die Beckin sprach: ach Gott mein Mann,
Komt gwiss was solln wir fangen an?
Sprach: kompt schlieff in Backofen balde
Bis die Sach gwint ein andre Gestalt.
Der Goldschmid folgte diesem Rath,
Ins Haus gar balde der Schuster trat,
Die Beckin ihn empfing gar schon,
Neun Goldgulden gab er ihr lohn,
Sie sassen bis um zehen Uhr,
Der Schneider klopffet an der Thür,
Die Beckin sprach: Ach Gott mein Mann,
Kompt gwiss, was wöllen wir fangen an?
Wenn ihr wolt folgen meinem Rath,
So solls euch bringen keinen Schad.
Schlieff nur in diesen Sack hinein,
Darinnen kunds ihr sicher sein.

Der Schuster folgt der Beckin balde,
Sucht in dem Sack sein Aufenhalt.
Der Schneider ward gelassen ein,
Die Beckin ihn empfing gar fein,
Er reichte ihr zehen Thaler dar,
Und gabs zu Lohn ihr also par.
Sie sprach: thut euch sein lustig machen,
Ich will gebn und uns Kücklin backen,
Zieng Holz zu spalten draussen an,
Bei diesem Merkmal klopft der Mann,
Der Schneider bestiglich erschrack,
Und lieh auch schieben sich in Sack,
Der Mann kam sampt dem Knecht daher
Und sprach: Knecht es ist mein Beger,
Daß du tragst Meel in Trog verein,
Ein Laig wir müssen machen ein
Und backen: Der Knecht entends kam,
Und mit dem Sack den Schneider nahm,
Und warf ihn in den Trog mit Gewalt,
Der Schneider schreien ibet so balde:
Auwe Auwe o Mordio!
Der Knecht sprach: Meister was ist do?
Das Meel im Sack ist lebendig,
Ich sehr drob verwundere mich,
Glaub daß ein Teuffel steck darin,
Er sprach: lauff du nur eylends hin,
Und hol das Buch der Zauberen,
Ein guter Bengel auch dabey,
Ich kan ihn meisterlich beschwern,
Wie du dann sehen wirst und hören,
Der Knecht der balde das Büchlein fand,
Bracht auch ein Bengel zu der Hand.
Der Meister that den Schneider beschwern,
Und ihn so jämmerlich zerbern,
Daß er wußt sein Leids kein Rath.
Er schrie o weh mir Gott Genad,
Der Schuster, der im andern Sack
Ganz ängstiglich verborgen stack,
Muß auch herben, der Knecht nahm ihn
Und warf ihn auf den Schneider hin,
Daß er im Trog schrie Mordio,
Der Meister sprach: was hör ich do?
In diesem Sack steckt ohne Zweifel,
Wie ich vernims der leydig Teuffel.
Er schlug unmensschlich auf sie dar,
Sie schrien ach Gott uns bewahr.
Der Knecht sprach: Meister bei meim Eyd
Um Hülff zu Gott kein Teuffel schreit,
Ich will den Ofen heizen ein,



St. W. 1829

Ⓒ

Das Meel mit Säcken schieben drein,
 Und eines mit dem andern bachen,
 Wir können ja nicht anders machen.
 Der Knecht eilt baldt dem Ofen zu,
 Damit er ihn einheizen thu.
 Der Goldschmidt schrie: Ach laß mich leben,
 Ich will dir einen Loichen geben,
 Der mit Silber beschlagen ist,
 Ach ach mir doch mein Leben frist.
 Der Knecht sprach: schließ in Sack hinein,
 Ich will davon dir helfen sein,
 Er trug ihn zu den andern hin
 Und sprach: Meister es steckt hierin
 Noch ein Fenfel, den ich gefangen,
 Mein Tag ist mirs nicht also gangen.
 In Säcken ließ man liegen sie
 All drey bis auf den Morgen früh,
 Da thet mans auf den Kornmarkt tragen,
 Jedermann that den Becker fragen,
 Was er da hatt in seinen Säcken?
 Er sprach: man wirds euch bald entdecken.
 Indem kam der Marktmeister dar,
 Und besah die wunderliche Wahr,
 Die aber Niemand kaufen wöllen,
 Sie krochen raus mit Spot und Schand,
 Sehr war besudelt ihr Gewandt,
 Musten sich erst vegtren lassen
 Eh sie hinzogen ihre Strafen.
 All Marktleit über diesen Sachen,
 So sehr sie mochten, theten lachen;
 Werens bei ihren Weibern blieben,
 Hett man ihn nit die Nätz gerieben.
 Sollt allen Buhlern also gehn,
 Sie würden solches müßig sehn.
 Wenn die Kay gar zu sehr will naschen,
 So muß mans übrem Raub erhaschen.

G r o ß e r B r a n d,

der sich unlängst in dem gesegneten Breisgan
 unweit Emmendingen ereignet hat.

Was gilt, mancher liebe Leser spitz er-
 wartungsvoll die Ohren, und meint, das
 Ding könne nicht möglich seyn, weil er, ob
 es sich gleich in seiner Nachbarschaft zuge-
 tragen, vielleicht in der lieben Welt nicht das
 Geringste davon gehört hat? Ja wenn's noch
 etwa Bounndorf hieße, so wär's was Ande-
 res, aber so — Nur Geduld! das Ding
 hat allerdings seine volle Wichtigkeit, wie

aus nachstehendem genauen Berichte satzfam
 erbellen wird.

In einem schönen Dezembertage im Jahre
 1827 war es, als in oben erwähntem Orte
 urplötzlich Feuerlärm entstand, der dumpfe
 Schall der Sturmglocken ertönte.

Allenhalben erscholl der angstvolle Ausruf:
 Wo? wo? und endlich vernahm man in dem
 Getümmel und der Verwirrung, daß es im
 Orte selbst, und zwar in dem Hause eines
 wohlhabenden Bürgers, der sogar abwesend
 sey, und nur einen Knaben von ungefähr
 12 Jahren zurückgelassen habe, brenne!
 Man kann sich den Schrecken, die Bestür-
 zung sämmtlicher ehrenwerther Einwohner-
 schaft des Ortes ob dieser schrecklichen Hiobs-
 post leicht vorstellen; Groß und Klein, kurz,
 was sich nur regen konnte, rannte dem
 brennenden Hause zu. Hier sah man Je-
 mand mit einem Kübel, dort Jemand mit
 einem Feuerreimer und anderer Bewaffnung,
 wie sie solch eine greuliche Noth gerade an
 die Hand gab; auch dem alten Rumpelkasten
 vom Feuerspritze — noch ein rares Erbstück
 der wohlansehnlichen Gemeinde von Adams
 Zeiten her — gieng man bereits zu Leibe.
 Mit von Neugierde und Entsetzen beflügel-
 ten Schritten bewegte sich der feierliche, ei-
 nen imposanten Anblick gewährende, Zug
 gegen das, wie wenigstens die Sage gieng,
 in vollen Flammen stehende Haus. Doch
 ich sehe den verehrten Leser eine bedenkliche,
 mitleidige Miene machen; zu guter Letzt wird
 ihm noch Angst um die armen Leute; oder
 er möchte gar Banchkrimmen kriegen, wenn
 er etwa denkt: „So, so! Jetzt merk ich den
 Pfeffer, am End' kommts halt wieder auf
 eine christliche Kollekte hinaus!“ — und
 derlei traurige Gedanken mehr. Wir wollen
 indessen unsern Lesern nicht vorgreifen. Sün-
 de, unverzeihliche Sünde wär's aber, sie für
 nichts und wieder nichts in dieser schreckli-
 chen Pein zu lassen; wir fahren daher in
 unserer Erzählung fort, da sie begierig seyn
 werden, den Ausgang des Brandes zu erfah-
 ren, und besonders auch, wie viel Häuser
 und so weiter dabei darauf gegangen. Wie
 gesagt, man kam dem Hause immer näher
 und näher, ohne daß man — o Wunder! —
 nur auch das kleinste Feuerfünkchen bemer-
 ken konnte. Und ach, noch auf dem Wege
 zum Brande, von dem sich vielleicht Mancher

eine reizende Augenweide versprochen hatte, schon auf dem Wege wurde die herrliche Freude zu Wasser! denn nun konnte man nicht nur mit leibeigenen Ohren hören, sondern auch sich mit eigenen Augen überzeugen, daß gar kein Brand existire, daß Alles nur ein zu vorschnell und unbesonnen ausgesauertes Lärm sey. So wäre denn die ehrenwerthe Bürgerschaft zu Brandhausen diesmal glücklicherweise mit dem panischen Schrecken davon gekommen.

Das Lustigste ist noch die mit allgemeinem Lachen vernommene Ursache des ganzen Spektakels.

Es war nämlich eine in den Stubenofen auf einige Kohlen gesetzte Reiswelle angegangen, und hatte ein Stück von dem irdenen Ofen hinweggerissen, wodurch denn etwas Rauch und Brandgeruch verursacht wurde; und das war die Ursache von dem großen Alärm, der die vornehmsten wie die geringsten Bürger zu Brandhausen auf die Füße brachte, was gewiß was heißen will, denn man darf sich Brandhausen nicht als ein armes Bauerndorf vorstellen, sondern als eine schöne, vierstörige privilegierte Kolonie. Das heißt doch die Sorgfalt etwas zu weit getrieben! Der Eigentümer des berühmten Hauses soll, wie man glaubt, (doch können wir dies nicht verbürgen) Pulver in die Welle gelegt haben, weil er argwohnte, daß ihm schon mehrere solche Reiswellen nächtlicherweile von seinem Hofe gemauscht worden; was dadurch, daß eine Denksichel herausgesprengt wurde, einigermaßen wahrscheinlich wird. So geriet er in diese für den vermeinten Holzdieb bereitete Schlinge selbst, indem die Welle aus Unachtsamkeit zum eigenen Gebrauche verwendet wurde. Denn nicht vergeblich heißt's: „Wer einem Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“

Eine nahe bei diesem Hause wohnende höchst ehrenwerthe Frau, die manchmal am frühen Morgen schon Weiß nicht mehr von Schwarz unterscheiden kann, weil ihr — wir wissen nicht durch welcher fatalen Zufall — Hiers dichter Nebel die Augen verdunkelt, sah einigte neue Ziegel auf dem Dache jenes Hauses für lustig auflodernde Flamme an, (wohl ein sehr verzeihlicher Irrthum, da die erwähnte Augenverblendung gerade eingetreten war.) In ihrer Herzensangst, die ihr

völlig alle Besinnung, vorausgesetzt, daß sie noch welche hatte, raubte, rannte sie, vermuthlich nicht sowohl um das Haus des Nachbarn, als um ihr eigenes besorgt, die nächste Gasse hinab, brüllte aus vollem Halse, daß es im Hause des *** brenne, und veranlaßte so die ganze schöne Geschichte. Beschämt erzählte sie nachher, als sie sich von ihrer Herzensangst, noch nicht aber vom Nebeldunst, etwas erholt hatte, welchen großen Schrecken sie ausgestanden.

Bevor die herbeigeheilten Brandhauser wieder auseinander giengen, wurden allerlei Betrachtungen über die möglichen Folgen eines wirklichen Brandes gemacht; allerdings sehr löblich.

„So,“ meinte ein angesehenener Bürger, „s' hätt erst no böß geh können, wenn's brennt hätt, weil niene lei Wasser in der Nächst gß wär.“

Der hinfende Bote, der gerade zum Scandal kam, und deshalb seinen Lesern diesen ausführlichen, getreuen Bericht davon abstatten kann, ist ebenfalls dieser Meinung, und von ganzem Herzen froh, daß die Sache noch eine so gute Wendung genommen. Ja er wurde über den guten Ausgang so entzückt und so fideles Laune, daß er sich eine halbe mehr auf das Wohl von ganz Brandhausen zu Gute that, denn Feuersbrünste haben unter andern Eigenschaften auch die, daß sie bekanntlich auch sehr durstig machen. Die wackern Einwohner von Brandhausen werden es ihm gewiß nicht verargen, wenn er diese Geschichte weiter verbreitet, denn es geschieht nur aus dem wohlgemeinten Grunde, daß Andere zu brüderlicher Theilnahme an ihrem gehabten Schrecken veranlaßt werden mögen. E.

Neue Erfindung.

In einer an vielem Wunderbarem, vorher nie Bekannten, so außerordentlich fruchtbaren Zeit, wo der Schimmer der Aufklärung fast allenthalben durchzudringen gewagt hat, durch die so lange vorgeherrschte Finsterniß; wo sogar an leblosen Dingen, wie Häusern, Kleidern und so weiter, die Aufklärung in so hohem Grade wahrgenommen wird; (man verziehe diese Aufklärung wohl!)

in einer Zeit endlich, wo zur Hervollkommnung und Ausbildung des menschlichen Geistes so vieles gethan wird — in einer solchen Zeit ist es wohl kein Wunder, wenn eine neue Erfindung der andern auf der Ferse folgt. Die wichtigste Erfindung aber seit undenklichen Jahren hat unstreitig ein gewisser Herr D. zu Brandhausen gemacht. Wir glauben unsern Lesern einen nicht unwichtigen Dienst dadurch zu erweisen, daß wir ihnen diese nagelneue Erfindung, die vielleicht nicht sehr bekannt geworden, mittheilen. Zudem wäre es schöner Undank gegen den Herrn Erfinder, der dadurch allein schon verewigt zu werden verdient, wenn diese seine herrliche Erfindung in der großen Welt so unbekannt bliebe, als er es selbst ist. Und somit können wir uns durch deren Bekanntmachung einer doppelten Pflicht entledigen.

Die Erfindung des Herrn D. ist eben so einfach, als nützlich. Nicht ohne vieles Nachdenken ist er nemlich auf den Sprung gekommen, aus abgekochtem, auf dem Ofen oder an der Sonne gedörtem Kaffeesatz einen herrlichen Schnupftaback zu bereiten, ohne daß weitere Mühe, als das bloße Dörren des Satzes erfordert würde. Wahrlich ein ausgezeichnetes Pröbchen von dem Scharfsinne und der Erfindungsgabe des Herrn D., warum wir ihn höchlich beneiden. Dies Surrogat von Schnupftaback muß allerdings sehr schmackhaft seyn, denn die wohlansehnliche Nase des Herrn Erfinders macht sehr häufigen Gebrauch davon, und ist, wie es einem rechten Schnupftabacksmagazin geziemt, immer mit einem artigen Vorrath angefüllt. Diese schätzbare Erfindung wird ohne Zweifel allen Mitgliedern der ehrsamten Schnupferkunst, die etwa wie der Herr Erfinder „den Kreuzer zu Schnupftaback nicht mehr anbringen können,“ zu deren Nutz und Frommen wir sie auch hiermit bekannt zu machen nicht ermanglen, sehr willkommen seyn. E.

Muster eines Fürsten.

Ein vortreffliches Beispiel, welches alle Fürsten nachahmen sollten, giebt in dieser Hinsicht Ludwig der zwölfte, König von Frankreich, der von 1498 bis 1515 regierte.

Man erzählt, daß wenn ihn zuweilen die Noth getrieben, dem Volke irgend eine neue, wenn auch geringe, Last aufzulegen, er es nicht ohne den größten Kampf und ohne Thränen im Auge gethan habe. Aber nie rührte die Noth dieses Königs von seiner Heppigkeit und Verschwendung, wie von jener übel verstandenen Großmuth her, womit oft Fürsten an einige Einzelne wegwerfen, was viele Tausende haben erarbeiten müssen. Ludwig war, bei aller seiner Herzengüte, doch nur karg mit Geschenken; er betrachtete das, was er von seinen Unterthanen zog, nicht als eigenes, sondern als fremdes bei ihm niedergelegtes Gut; und er war viel zu sehr Mann von Ehre, um mit fremdem Gute nach eigener Willkühr zu schalten.

Für diese edelmüthige, oder vielmehr für diese pflichtmäßige, rechtschaffene Denkart, wurde er von seinem Volke mit an Schwärmerei gränzender Liebe verehrt, und erhielt den Namen: „Vater des Volkes;“ eine Benennung, welche die Dankbarkeit seiner Zeitgenossen ihm beigelegt, und die Gerechtfertigt der Nachwelt ihm bestätiget hat. „Was hilfts aber,“ pflegte er zu sagen, „dieser große Junge (sein Nachfolger, nachher König Franz der erste) wird alles wieder verderben.“ E.

Anekdoten und andere Kleinigkeiten.

Im Julius 1826 wurde vor dem Gerichtshofe zu Rüttich, in Holland, ein höchst trauriger Prozeß verhandelt, über einen Vater mit 4 Söhnen, welche einige Stunden von der Stadt in einem Dorfe wohnten, und eine Frau auf die schrecklichste Weise, als Heze, auf einem glühenden Kohlenfeuer gebraten, das herunterhängende Fleisch mit den Händen abgerissen, und sie so sterbend auf die Straße gesetzt hatten.

Die Frau lebte noch lange genug, um ihre Mörder zu nennen, die sie wirklich für eine Heze gehalten hatten.

Als den 28. Julius 1794 die Insel R a d z a n d, wer sie weiß, erobert werden sollte, unter General Moreau (oder Moro), den mancher Leser noch von Anno 1796 her ken-

nen wird, wo er über Hals und Kopf Reiß-
aus nehmen mußte vor den Kaiserlichen un-
ter Prinz Karl, — als diese Insel erobert
werden sollte, sah Moreau, welcher am Ufer
die Besatzung gab, ein kleines Schiff, das der
Strom mit sich fortrih, und das schon un-
tersank. Ohne sich zu bedenken, stürzt er
sich ins Wasser, schwimmt nach, reißt noch
einen Grenadier-Capitain aus den Flurben
herauf und bringt ihn glücklich zurück an's
Land.

In der Revolutionszeit hatten Einige in
Paris gewünscht, daß der erste Consul den
General Moreau zu seinem Nachfolger be-
stimmen möchte. Da fuhr ein Offizier auf:
„Wie, wollt ihr, daß der Mensch regiere?
Er glaubt ja an Tugend!“ E.

Große Glocken.

Die größte Glocke ist die zu Moskau, wel-
che 480 Centner schwer ist. Durch die in
Moskau im Jahr 1757 ausgebrochene große
Feuersbrunst hat sie Schaden gelitten, und
liegt nun in einer Grube nahe bei dem Thurm,
auf dem sie ehemals gewesen war, wie wenn
sie nichts werth, oder zu nichts mehr nütze
wäre.

Schon bedeutend kleiner ist die Glocke auf
dem Sanct Stephansthurm in Wien; aber
sie befindet sich auch in einem weit respectab-
lern Zustande, als der Moskauer Riese, der
von seiner ehemaligen Größe so tief herabge-
sunken ist, daß er sich nun im Kothe be-
wundern lassen muß.

Die Wiener Glocke, welche, ohne den
über 13 Centner schweren Schwengel, 354
Centner wiegt, hat Kaiser Joseph der zweite
aus den von den Türken eroberten Kanonen
gießen lassen.

Noch kleiner ist die Erfurter. Sie wurde
im Jahr 1492 gegossen, und wiegt 275 Cent-
ner; also 205 Centner weniger als die Mos-
kauer, und bei 100 Centner weniger als die
Wiener.

Da wir nun von großen Glocken geredet
haben, so halten wir es nicht für unpassend,
auch eintige Notizen über

Das große Heidelberger Faß

zu geben. Pfalzgraf Johann Casimir ließ
ein Faß vor seinem Tode im Jahr 1694 das

große Faß zu Heidelberg zum ersten Male
verfertigen, und bezahlte dem Werkmeister
für seinen Arbeitslohn 1500 Gulden. In
diesem Faße führte einst eine Stiege von 27
Stoffeln, vermittelt einer kleinen Brücke,
hinan. Die 24 Reife, welche an diesem
132 Fuder, 3 Ohm, 3 Viertel haltenden,
Faße waren, hatten 122 Centner Eisen im
Gewicht. Das Faß war damals so hoch, daß
ein Mann mit einem Rennspieße aufrecht
darin stehen konnte. Im dreißigjährigen
Kriege verdarb und verfiel es; daher ließ
Kurfürst Karl Ludwig im Jahr 1664 ein neues
größeres erbauen, zu welchem man auf ei-
ner Treppe von 50 Stoffeln hinauffsteigen
konnte. Dieses ebenfalls mit eisernen Rei-
fen umgebene Faß hielt 204 Fuder, 3 Ohm,
4 Viertel, also 72 Fuder mehr, als das er-
ste. Da während des französischen Einfalles
in die Pfalz dieses Faß unbrauchbar gewor-
den, und 40 Jahre leer gewesen war, so
ließ der nachherige Kurfürst Karl Philipp
dasselbe wieder ausbessern, und nach dessen
Wiederherstellung (1728) am ersten Mai des
selben Jahres auf seinen Namenstag mit
kurpfälzischem Landwein voll füllen, nachdem
es zuvor mit einer doppelten Treppe versehen,
und mit des Kurfürsts vergoldetem Wappen
geziert worden war. Unter Kurfürst Karl
Theodor wurde abermals ein neues Faß er-
baut im Jahr 1751, welches 250 Fuder
hält; mithin 118 Fuder mehr als das erste,
und 46 Fuder mehr als das zweite. Es hat
24 Fuß im Durchmesser und 36 in der Länge,
ist aber nun sehr schadhast und ganz un-
brauchbar. Auf dem zweiten 1664 erbauten
Faße war ein 20 Schuh langer Mast, mit
einem Seitengange, worauf ehemals sehr
bequem 6 Personen tanzen konnten.

Auf dem Kaufhause zu Basel steht folgende
Inschrift zum Andenken der im Jahre 1356
dort geherrschten Pest:

CIO Ein Rink erzählt dir mit seinem Dorn,
CCC Sammt 3 Rofeisen, auserkohrn,
L,III,III Die Ayt, und der 6 Krügel Zahl,
Wenn Basel verfiel überabl.
CIOCCCLIIII ist die latein. Fahrzahl 1356.

Bei einem Hochzeitsmause in Böhmen
im sechszehnten Jahrhundert wurden ge-

brancht: 36,000 Eier, 206,000 allerhand große Vögel, 20,000 Rebhühner, 20,000 Kapauenen und Hühner, 90 Hirsche, 150 Nege, 180 Däfen, 36,000 Karpfen u. s. w.
E.

Die Mutter und das Gespenst.

Eine Berlinerin, die als Waschfrau ihr Brod erwarb, hatte ihre 80jährige Mutter zu sich genommen, die, während sie selbst der Arbeit nachging, ihre Kinder wartete. Ost schon war die Alte bis zum Tode krank gewesen, endlich starb sie eines Morgens im Winter. Gewöhnlich legen die gemeinen Leute ihre Todten ganz gekleidet auf ein wenig über den flachen Boden ausgebreitetes Stroh. In dem nämlichen Zustande wurde der ganz zusammengeschrumpfte Körper der Alten seitwärts in ein dunkles Kämmerchen auf die Diele gelegt. Die jungen Leute gingen den Tag über ihren Geschäften nach, und Abends legten sie sich ruhig und ohne Grauen nieder, denn, meinten sie, alt und lebensfart wie die gute Großmutter wollen wir auch einst gerne sterben. Das Bett stand neben der Kammerthüre, und man konnte diese vom Bett aus mit der Hand erreichen. Um Mitternacht entsteht ein Gewinsel in der Kammer, welches die ganz erschrockene junge Frau weckt. Sie horcht klopfenden Herzens und hört mit Entsetzen die spukende Alte in der Kammer umber tappeln. Hu, hu, hu! so tönt es grausend in ihren Ohren, und dann tappt und polstert es wieder umher. Mann, Mann! ruft das zitternde junge Weib im Bette, höre doch! um Gotteswillen, die Mutter spukt in der Kammer. Durch vieles Lärmen und Stoßen erwacht endlich der Mann. Verdrüsslich schilt er seine Frau eine Narrin, und heißt sie schweigen, denn er wolle schlafen. „Ach lieber Mann, ich kann dir keine Ruhe lassen, höre doch den winselnden Geist, wie er um die Kammerthür herumtappt. Gott! was fangen wir an, wenn er zu uns herein kommt.“ So zünde Licht an, rief der Mann verdrüsslich. Wirklich hört auch er jetzt das wimmernde und ächzende Gespenst. Kaltblütig schreitet er über seine Frau weg, und zündet die Lampe an. Die im Bette Zurückgelassne kriecht einstweilen so tief unter die Decke als mög-

lich und betet, oder vielmehr, pflappert Gebetsformeln, wie die Angst sie ihr eingiebt. Jetzt öffnet der Mann, nicht ohne Herzklopfen, die Kammer. Eine verschrumpfte Gestalt, angethan mit der Todtenfarbe, schleicht dem Lichte zu, hält die Knochenhände vor sich hin, zittert und klappert mit den Kinnsack, als schlägen Todtenknochen aneinander. Der gräßliche Anblick erschreckt ihn im ersten Augenblick heftig, aber bald erkennt er seine aus dem Scheintode erwachte Mutter. Ich muß erfrieren, ruft sie zitternd, hu, hu, hu! erbarmt euch Kinder, oder ich erfriere. — Zweifelnd, ob es auch kein Gespenst sey, stand der Sohn einige Augenblicke. Mit frohem Erfassnen erkunt er nun seine Mutter. Seine Frau, die das Herz nicht hatte, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, will es weder glauben, noch mit einem Gespenst etwas zu thun haben. Aber der Mann legt kurz und gut die Alte zu ihr ins Bett. So karr auch die Kälte diese gemacht hatte, so erholt sie sich doch bald, und begann ihr neues Leben. Sie hatte nur in einer schweren Ohnmacht gelegen, und lebte nach diesem Scheintode noch einige Jahre.

Scheintode.

Nicht alle, die todt zu seyn scheinen, sind es wirklich. Es ist Nsicht gegen die Verstorbenen, ihren Körper nicht blindlings als todt zu betrachten, so bald er es zu seyn scheint; ihn also nicht sogleich aus dem Sterbebette zu nehmen, in einen kalten Winkel zu bringen, und unbeobachtet liegen zu lassen. Noch weniger dürfen wir mit der Beerdigung zu sehr eilen, denn nicht alle, die todt zu seyn scheinen, sind es wirklich.

Aus hundert hierher gehörigen Beispielen wählen wir folgende Nachricht von einer im Scheintode gelegenen Predigersfrau, deren Wiedererwachungs geschichte ein Enkel derselben, Herr Pastor Baldrinus zu Berleburg folgendermaßen erzählt:

Mein Großvater von mütterlicher Seite, der Prediger Kruger zu Groß-Schwechten, einem Dorfe in der Altmark, hatte eine Gattin, die ihn ganz beglückte. Nicht ohne tiefverborgenen Schmerz sah er daher im neunten oder zehnten Jahre seiner mit ihr geführ-

ten Ehe ihre Kräfte allgemach schwinden. Selbst früher noch, als er ihren Tod fürchtete, schlummerte sie eines Sonntags Abends sanft und ruhig ins bessere Leben hinüber.

Ihr Arzt, der damalige Kreisphysikus aus Siendal, besuchte sie oft, seitdem sie kränkelte, und kam zufällig auch bald nach ihrem Tode. Zwar lag sie schon angethan mit dem Todtengewande in der engen Behausung, worin sie der Mutter Erde wieder gegeben werden sollte, zwar fand sich auch nicht die kleinste Spur von Lebenszeichen, und dennoch meinte der einsichtsvolle und äußerst vorsichtige Arzt: bei ihrer bekannten Geneigtheit zu Ohnmachten, bei ihren alten hysterischen Uebeln und bei ihrem ohne vorhergegangene tödtliche Krankheit plötzlich erfolgten Tode, komme ihm der Todeschlummer bedenklich vor, und wenn er auch leicht irren könne, so halte er sich dennoch verpflichtet, sie wie eine Scheinleiche zu behandeln, überhaupt aber ihrer baldigen Beerdigung sich gänzlich zu widersetzen. So bitterlächelnd das Gefühl des Gattenschmerzes bei dieser Aeserung auch aus meinem Großvater sprach, so ließ sich jener doch nicht abhalten, noch einige Versuche der Erweckung mit der Leiche anzustellen. Indessen waren seine menschenfreundlichen Bemühungen vergebens, und er entfernte sich.

Mein Großvater war inzwischen doch aufmerksam auf Möglichkeit geworden. Daber mochte es kommen, daß der vorhin bitterlächelnde Ungläubige von nun an fast nicht mehr vom Lager seiner hingeschiedenen Gattin wich. Nach langem vergeblichen Wachen forderte die Natur endlich ihre Rechte. Die Schläfrigkeit übermannte den von der Trauer mehr noch als vom Wachen Ermatteten und veranlaßte, daß er vom andern Mittag an halb krank das Bette hüten mußte. Der Arzt erschien wieder und theilte seine Sorgfalt und Kunst nun zwischen dem kranken Lebenden und der todten Kranken. In der schwülen Sommernacht zum Dienstage früh um 2 Uhr glaubte die bei der vermeinten Leiche angestellte Krankenwärterin eine äußerst geringe Bewegung an der Lippe der Todten, so wie auch an einem Finger der rechten Hand wahrzunehmen. Sie war fast des Todes über diese ihr ganz unerwartete Beobachtung, und eilte vom Schrecken beflügelt

zu dem schlummernden Hausvater. Ach Gott erbarms, Herr Prediger! Ihre selige Frau spukt mit Hand und Lippe. Dies waren die Worte des Schreckens und des Trostes, womit die Unwissende ihr Entsetzen ausdrückte, und die den erschöpften Kräften des entzückten Gatten neue Schwungkraft gaben. Er sprang mit jugendlicher Lebhaftigkeit aus dem Bette, und eilte mit dem Arzte der Erwachenden zu Hülfe. Letzterer erneuerte nun mit regem Eifer alle die Künste, welche mit dazu beitragen mochten, die anscheinend noch immer todt da liegende Hausfrau ins geschäftige Leben zurück zu rufen. Im frohesten Entzücken rief er nach einiger Zeit: hier Freund ist Leben, denn hier sind Spuren, unverkennbare Spuren der wiederkehrenden Lebenskraft; denn eine vor die Nasenlöcher gebaltene Flaumfeder ward vom Odem fast noch unmerklich bewegt, und in der Gegend der Herzgrube bemerkte man eine gelinde Wärme. Nicht lange und die Todtgeglaubte that einen, aller Herzen erfreuenden Lebensblick und flüsterte leise und gebrochen: Ach Kinder, warum habt ihr mich nicht schlafen lassen, ich schlief so sanft, so ruhig.

Alle Glieder der Familie umgaben das Bett, in welches der Arzt die Scheintodte gleich hatte legen lassen, alle vernahmen die bocherfreulichen Worte des Lebens. Frau Kruger erholte sich bald nach diesem wohlthätigen Todesschlummer und lebte, gesünder als vorhin, noch neun Jahre in der glücklichsten Ehe.

Eine ganz neue Geschichte der Art.

Im Jahr 1824 in den ersten Tagen des Octobers starb in Waadford ein junges Dienstmädchen an den Folgen eines Fiebers. In England ist es nun Sitte, die Gestorbenen erst sieben bis acht Tage nach ihrem Ableben zu begraben, und so blieb denn auch jenes Mädchen diese Zeit hindurch in einem in ihrer Kammer offenen Sarge liegen. An dem zur Beerdigung festgesetzten Tage kam ihre Mutter, die in einiger Entfernung wohnte, noch eben im Hause an, als man den Sargdeckel aufzusetzen und die Gestorbene zu ihrer Ruhestätte zu bringen im Begriff war. Sie begehrte, ihre Tochter noch einmal zu sehen, und man hob demnach das Leintuch, womit jene bedeckt war, auf, wo-

brancht: 36,000 Eier, 206,000 allerhand große Vögel, 20,000 Rebhühner, 20,000 Kapauenen und Hühner, 90 Hirsche, 150 Nege, 180 Däfen, 36,000 Karpfen u. s. w.
E.

Die Mutter und das Gespenst.

Eine Berlinerin, die als Waschfrau ihr Brod erwarb, hatte ihre 80jährige Mutter zu sich genommen, die, während sie selbst der Arbeit nachging, ihre Kinder wartete. Ost schon war die Alte bis zum Tode krank gewesen, endlich starb sie eines Morgens im Winter. Gewöhnlich legen die gemeinen Leute ihre Todten ganz gekleidet auf ein wenig über den flachen Boden ausgebreitetes Stroh. In dem nämlichen Zustande wurde der ganz zusammengeschrumpfte Körper der Alten seitwärts in ein dunkles Kämmerchen auf die Diele gelegt. Die jungen Leute gingen den Tag über ihren Geschäften nach, und Abends legten sie sich ruhig und ohne Grauen nieder, denn, meinten sie, alt und lebensfakt wie die gute Großmutter wollen wir auch einst gerne sterben. Das Bett stand neben der Kammerthüre, und man konnte diese vom Bett aus mit der Hand erreichen. Um Mitternacht entsteht ein Gewinsel in der Kammer, welches die ganz erschrockene junge Frau weckt. Sie horcht klopfenden Herzens und hört mit Entsetzen die spukende Alte in der Kammer umber tappeln. Hu, hu, hu! so tönt es grausend in ihren Ohren, und dann tappt und polstert es wieder umher. Mann, Mann! ruft das zitternde junge Weib im Bette, höre doch! um Gotteswillen, die Mutter spukt in der Kammer. Durch vieles Lärmen und Stoßen erwacht endlich der Mann. Verdrüsslich schilt er seine Frau eine Narrin, und heißt sie schweigen, denn er wolle schlafen. „Ach lieber Mann, ich kann dir keine Ruhe lassen, höre doch den winselnden Geist, wie er um die Kammerthür herumtappt. Gott! was fangen wir an, wenn er zu uns herein kommt.“ So zünde Licht an, rief der Mann verdrüsslich. Wirklich hört auch er jetzt das wimmernde und ächzende Gespenst. Kaltblütig schreitet er über seine Frau weg, und zündet die Lampe an. Die im Bette Zurückgelassne kriecht einstweilen so tief unter die Decke als mög-

lich und betet, oder vielmehr, pflappert Gebetsformeln, wie die Angst sie ihr eingiebt. Jetzt öffnet der Mann, nicht ohne Herzklopfen, die Kammer. Eine verschrumpfte Gestalt, angethan mit der Todtenfarbe, schleicht dem Lichte zu, hält die Knochenhände vor sich hin, zittert und klappert mit den Kinnbacken, als schlägen Todtenknochen aneinander. Der gräßliche Anblick erschreckt ihn im ersten Augenblick heftig, aber bald erkennt er seine aus dem Scheintode erwachte Mutter. Ich muß erfrieren, ruft sie zitternd, hu, hu, hu! erbarmt euch Kinder, oder ich erfriere. — Zweifelnd, ob es auch kein Gespenst sey, stand der Sohn einige Augenblicke. Mit frohem Erfassnen erkunt er nun seine Mutter. Seine Frau, die das Herz nicht hatte, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, will es weder glauben, noch mit einem Gespenst etwas zu thun haben. Aber der Mann legt kurz und gut die Alte zu ihr ins Bett. So karr auch die Kälte diese gemacht hatte, so erholt sie sich doch bald, und begann ihr neues Leben. Sie hatte nur in einer schweren Ohnmacht gelegen, und lebte nach diesem Scheintode noch einige Jahre.

Scheintode.

Nicht alle, die todt zu seyn scheinen, sind es wirklich. Es ist Nüchtern gegen die Verstorbenen, ihren Körper nicht blindlings als todt zu betrachten, so bald er es zu seyn scheint; ihn also nicht sogleich aus dem Sterbebette zu nehmen, in einen kalten Winkel zu bringen, und unbeobachtet liegen zu lassen. Noch weniger dürfen wir mit der Beerdigung zu sehr eilen, denn nicht alle, die todt zu seyn scheinen, sind es wirklich.

Aus hundert hierher gehörigen Beispielen wählen wir folgende Nachricht von einer im Scheintode gelegenen Predigersfrau, deren Wiedererwachungs geschichte ein Enkel derselben, Herr Pastor Baldrinus zu Berleburg folgendermaßen erzählt:

Mein Großvater von mütterlicher Seite, der Prediger Kruger zu Groß-Schwechten, einem Dorfe in der Altmark, hatte eine Gattin, die ihn ganz beglückte. Nicht ohne tiefverborgenen Schmerz sah er daher im neunten oder zehnten Jahre seiner mit ihr geführ-

ten Ehe ihre Kräfte allgemach schwinden. Selbst früher noch, als er ihren Tod fürchtete, schlummerte sie eines Sonntags Abends sanft und ruhig ins bessere Leben hinüber.

Ihr Arzt, der damalige Kreisphysikus aus Siendal, besuchte sie oft, seitdem sie kränkelte, und kam zufällig auch bald nach ihrem Tode. Zwar lag sie schon angethan mit dem Todtengewande in der engen Behausung, worin sie der Mutter Erde wieder gegeben werden sollte, zwar fand sich auch nicht die kleinste Spur von Lebenszeichen, und dennoch meinte der einsichtsvolle und äußerst vorsichtige Arzt: bei ihrer bekannten Geneigtheit zu Ohnmachten, bei ihren alten hysterischen Uebeln und bei ihrem ohne vorhergegangene tödtliche Krankheit plötzlich erfolgten Tode, komme ihm der Todeschlummer bedenklich vor, und wenn er auch leicht irren könne, so halte er sich dennoch verpflichtet, sie wie eine Scheinleiche zu behandeln, überhaupt aber ihrer baldigen Beerdigung sich gänzlich zu widersetzen. So bitterlächelnd das Gefühl des Gattenschmerzes bei dieser Aeußerung auch aus meinem Großvater sprach, so ließ sich jener doch nicht abhalten, noch einige Versuche der Erweckung mit der Leiche anzustellen. Indessen waren seine menschenfreundlichen Bemühungen vergebens, und er entfernte sich.

Mein Großvater war inzwischen doch aufmerksam auf Möglichkeit geworden. Daber mochte es kommen, daß der vorhin bitterlächelnde Ungläubige von nun an fast nicht mehr vom Lager seiner hingeschiedenen Gattin wich. Nach langem vergeblichen Wachen forderte die Natur endlich ihre Rechte. Die Schläfrigkeit übermannte den von der Trauer mehr noch als vom Wachen Ermatteten und veranlaßte, daß er vom andern Mittag an halb krank das Bette hüten mußte. Der Arzt erschien wieder und theilte seine Sorgfalt und Kunst nun zwischen dem kranken Lebenden und der todten Kranken. In der schwülen Sommernacht zum Dienstage früh um 2 Uhr glaubte die bei der vermeinten Leiche angestellte Krankenwärterin eine äußerst geringe Bewegung an der Lippe der Todten, so wie auch an einem Finger der rechten Hand wahrzunehmen. Sie war fast des Todes über diese ihr ganz unerwartete Beobachtung, und eilte vom Schrecken beflügelt

zu dem schlummernden Hausvater. Ach Gott erbarms, Herr Prediger! Ihre selige Frau spukt mit Hand und Lippe. Dies waren die Worte des Schreckens und des Trostes, womit die Unwissende ihr Entsetzen ausdrückte, und die den erschöpften Kräften des entzückten Gatten neue Schwungkraft gaben. Er sprang mit jugendlicher Lebhaftigkeit aus dem Bette, und eilte mit dem Arzte der Erwachenden zu Hülfe. Letzterer erneuerte nun mit regem Eifer alle die Künste, welche mit dazu beitragen mochten, die anscheinend noch immer todt da liegende Hausfrau ins geschäftige Leben zurück zu rufen. Im frohesten Entzücken rief er nach einiger Zeit: hier Freund ist Leben, denn hier sind Spuren, unverkennbare Spuren der wiederkehrenden Lebenskraft; denn eine vor die Nasenlöcher gebaltene Flaumfeder ward vom Odem fast noch unmerklich bewegt, und in der Gegend der Herzgrube bemerkte man eine gelinde Wärme. Nicht lange und die Todtgeglaubte that einen, aller Herzen erfreuenden Lebensblick und flüsterte leise und gebrochen: Ach Kinder, warum habt ihr mich nicht schlafen lassen, ich schlief so sanft, so ruhig.

Alle Glieder der Familie umgaben das Bett, in welches der Arzt die Scheintodte gleich hatte legen lassen, alle vernahmen die bocherfreulichen Worte des Lebens. Frau Kruger erholte sich bald nach diesem wohlthätigen Todesschlummer und lebte, gesünder als vorhin, noch neun Jahre in der glücklichsten Ehe.

Eine ganz neue Geschichte der Art.

Im Jahr 1824 in den ersten Tagen des Octobers starb in Waadford ein junges Dienstmädchen an den Folgen eines Fiebers. In England ist es nun Sitte, die Gestorbenen erst sieben bis acht Tage nach ihrem Ableben zu begraben, und so blieb denn auch jenes Mädchen diese Zeit hindurch in einem in ihrer Kammer offenen Sarge liegen. An dem zur Beerdigung festgesetzten Tage kam ihre Mutter, die in einiger Entfernung wohnte, noch eben im Hause an, als man den Sargdeckel aufzusetzen und die Gestorbene zu ihrer Ruhestätte zu bringen im Begriff war. Sie begehrte, ihre Tochter noch einmal zu sehen, und man hob demnach das Leintuch, womit jene bedeckt war, auf, wo-

bei man zum großen Erstaunen keine der gewöhnlichen Spuren von Verwesung an dem Körper, vielmehr an dem Gesichte noch eine Spur von Röthe fand. Man holte sofort den Chirurgus, der sie während ihrer Krankheit behandelt und nachher für todt erklärt hatte. Dieser begann jezt selbst an der Richtigkeit seines Ausspruchs zu zweifeln, setzte das Mädchen in ein warmes Bad, und kurz, sie ward bald wieder ins Leben zurückgerufen.

Ein viel sonderbareres Schicksal hatte eine andere Frau. Vor einigen Jahren war sie wegen eines Diebstahls zum Galgen verdammt, und diese Strafe auch an ihr vollzogen worden. Nachdem ihr Körper die gesetzlich vorgeschriebene Zeit an dem „Pflaster-Dreizack und dem Grundpfeiler bürgerlicher Sittlichkeit“ gehangen hatte, wurde er herabgenommen und ihren Verwandten überantwortet, wie das in England Sitte ist, wofern der Leichnam des Verurtheilten nicht zugleich den Chirurgen zur Section überliefert werden muß. Als man jene nach Haufe trug, fand man, daß sie noch athmete und durch gut angewendete Mittel brachte man sie glücklich ins Leben zurück. Sie lebte hierauf noch mehrere Jahre nach ihrer Hinrichtung; allein wer kann seinem Geschick entgehen? Der Strick sollte nun einmal die Saite seyn, durch deren straffe Anziehung und Ton die Dissonanzen ihres Lebens in die sanfte Harmonie des Todes resolvirt werden sollten; kurz sie ward wiederum als Diebin ertappt, abermals gehängt und aus Furcht einer nochmaligen Auferstehung sofort eingescharrt.

Das Bündniß mit dem Teufel.

In Königsberg wurde vor noch nicht gar langer Zeit eine arme Weibsperson gerichtlich angezeigt, als habe sie sich dem Teufel ergeben. Der Kreisrichter, Hr. Kriminalrath Heinsch, ließ sie vor sich kommen, und vernahm sie folgendermaßen: Also habt ihr euch dem Teufel ergeben? Ja, ich kanns nicht läugnen. Und wie habt ihr das gemacht? Ich hab's mit Blut geschrieben, ich wollte ihm dienen 40 Jahr mit Leib und Seele. Und wie wollt ihr ihm den Brief zu-

bringen? Ich habe ihn von außen ans Fenster gestellt, und dachte, er soll ihn selber holen. Wenn er ihn nun geholt hätte, wo habt ja keine 40 Jahr mehr zu leben, wollt ihr denn muthwillig in die Hölle rennen? Ich dachte, ich will schon beien, wenn der Böse kommt, daß er mir nichts an hat. So glaubtet ihr den Teufel zu betrügen und wist doch, daß er ein Fuchs ist? Das habe ich nicht recht überlegt. Und was sollte euch denn der Teufel dafür auch geben? Erst 200 Gulden, und hernach so viel ich brauchte. Denket ihr denn, daß der Teufel Geld hat? Ja, ich dachte so. Aber sagt mir nun einmal, wie ihr auf den albernen Vossen gekommen seyd? Ich bin der Frau, wo ich sonst gewohnt habe, 4 Gulden Mierbe schuldig. Die mahnte mich alle Tage so arg, daß ich es nicht mehr ausstehen konnte, und mich lieber dem Teufel ergeben wollte. Ich habe auch noch mehr Schulden, die ich nicht bezahlen kann. Nachdem sie nun den fernern Zustand ihrer Finanzen angezeigt hatte, sagte der Herr Criminalrichter zu ihr: Hört Weib, ich bin zwar nicht der Teufel, aber du habst ihr einstweilen die 4 Gulden, und nun gehet hin, arbeitet fleißig und macht keine solche Narrensvossen mehr, sonst laß ich euch ins Zuchthaus bringen. Diese Vermahnung mit den 4 Gulden thaten eine gute Wirkung. — Das Weib verrichtet jezt ihre ordentliche Arbeit wieder, und lacht selbst über ihre Einfalt.

Das größte Schwein dieses Jahr.

Zu Friedberg, im Hessischen, wurde ein chinesisches Schwein geschlachtet. Dasselbe war 4 Fuß hoch und 10 Fuß lang, die Beine aber hatten nur die Länge eines halben Fußes. Das ganze Schwein wog 10 Centner, und der Kopf allein 90 Pfund.

Die Stadt Baden im Jahr 1828.

(Mit einer Ansicht.)

Vog tausend, wie ist seit 10 Jahren, wo ich dir, vortrefflicher Leser, die alte Römer- und Wasserstadt Baden beschrieb, Alles hier weit vollkommener geworden! Seit 8 Jahren sendet unser Großherzog einen eigenen Herrn

Der Zopfschneider.

Alle Welt hatte den Zopf abgelegt und sich einen krausen Kopf oder auch Fgelskopf gemacht. Nur nicht der Schneider Bernhard. Der trug nach wie vor der Haar-Revolution seinen 2 Ellen langen Zopf und obendrein den Ehrennamen Zopfschneider mit Engelsgeduld. Wenn Alt und Jung hinter ihm her lief, als wie hinter einem Bär oder Kammeel, und er von allen Seiten als Zopfschneider begrüßt wurde, so wandelte er gravitätisch fort, als wäre er gar nicht gemeint. Als er aber einst von den ungezogenen kleinen und großen Buben, Narren und Narren, dermaßen bedrängt wurde, daß selbst sein Zopf in Gefahr gerieth, da schon einige diesen fahten und zerrten, so nahm er seine Zuflucht zu dem ehrlichen Krämer Garthold. Aber wie mögt ihr euch so hodeln und plagen lassen, um des einfältigen Zopfes willen? fragte Garthold den Zopfschneider, kommt her, ich will ihn herunter schneiden, so hat der Spektakel ein Ende. Um Gotteswillen nein, rief Bernhard, liebe ich mir den Zopf nehmen, so wäre ich die undankbarste Seele von der Welt. Was, Undankbarkeit gegen den Zopf, Bernhard, seyd ihr richtig im Kopf? Herr, allerdings! antwortete Bernhard, bin ich meinem verschmähten, verachteten Zopf unendlichen Dank schuldig, denn dreimal hat er mich aus großer Gefahr gerettet. Das erstemal fiel ich von einem hohen Kirschbaum, und hätte Hals und Bein gebrochen, hätte mich nicht mein Zopf an einem starken Ast festgehalten. Hernach, wie ich Husar wurde und das Hasenpanier nehmen mußte, hätte ein frecher französischer Sädel mir das Genick zerspalten, wenn nicht mein lieber Zopf den Streich zum Theil abgewiehen hätte, so daß ich mit einer bloßen Wunde davon kam. Das drittemal, bei der Plünderung der Franzosen, steckte ich all mein Geld in lauter Dukaten in den Zopf. Darum bleibt mein Zopf in Ehren bis an mein Ende. Als aber Garthold die Verdienste des Zopfes überall erzählte, sollte man den Zopfschneider in Ruhe.

Der Reimenmacher Hafner Spon.

In einem Städtlein des Oberlandes verfertigt ein recht geschickter Hafner nicht nur

Hinf. Bote 1829.

zierliche Krüge, Häfelein, Schüsseln und Platten und dergleichen, sondern auch aus eigenem Kopf so artige Verselein dazu, daß die Weiber und Jungfern schaarenweise zu dem witzigen, lustigen Hafner laufen, und von ihm Geschirr holen. Wir wollen einige von diesen Reimlein, die wir auf dem Geschirr lasen, hersehen:
Du bist, o Mensch, was ich, von Ihon,
Dich formte Gott, und mich Hans Spon.

Nur die Schönste soll mich haben,
Nur die Schönste will ich laben.

Kaufst du diesen Zopf von Erden,
So wird er dir zum Glückstopf werden.

Für wenig Kreuzer kaufst du mich,
Und dafür lab' ich täglich dich.

Berene wähle diese Platte,
Es wählt dich dann ein holder Gatte.

Ich schönste unter allen Platten
Erquicke dich auf Flur und Matten.

Höre, liebe Margarethe,
Daß mich Spon für dich nur drehte.

Spon drehte diese Schüssel
Für eine braune Lissel.

Wähle Käthe diesen Teller,
Dann geht's mit deiner Hochzeit schneller.

Ich gehöre der Susanne,
Sie gehört dem besten Manne.

Nur für runde Kunigunden
Hat mich Spon so rund gewunden.

Verkauf der Weiber.

In England dürfen, nach uralter Volkssitte, unzufriedene Männer ihre Weiber verkaufen. Der Marktpreis der Weiber ist im Jahr 1824 in England etwas gefallen. Ein Ehemann in Nylersbury verkaufte die seinige um die Mitte des Juni für eine halbe Krone. Er führte hierauf sie und den Käufer nach seiner Wohnung zurück, ließ beide eintreten,

schloß die Thüre zu, reichte ihnen den Schlüssel durchs Fenster, und verließ sofort die Stadt.

In demselben Jahre verkaufte wieder ein Ehemann in Manchester die feine mittelst öffentlichen Ausgebots an den Meistbietenden, und schlug sie ihm für drei Schilling und eine Pint Bier zu. (Ein englischer Schilling ist aber 36 kr., und eine Pint eine halbe Maas.) Aber das Volk bewarft den Mann, die Frau und den Käufer so sehr mit Kotz, daß sie sich noch sehr glücklich schätzten, der erbitterten Menge durch einige Polizeibeamten entrissen zu werden, welche sie vor einen Friedensrichter brachten. Dieser las ihnen allen dreien tüchtig den Textschickte den Käufer fort, und ermahnte die Eheleute, künftighin wieder vernünftig mit einander zu leben.

Noch ein drittes Beispiel des Fortbestehens jener alten brittischen Sitte, oder vielmehr Unsitte, ereignete sich späterhin, wobei der öffentliche Ausrufer, der die Frau ausbot, darauf bestand, eben so die Proclamations-Gebühren, wie für ein Stück Schlachtwiech, erhalten zu müssen.

Was will aber der Verkauf einer Frau gegen den einer ganzen Stadt besagen, der ebenfalls in diesem Jahre statt fand? Die Stadt Wertherby in der Grafschaft York gehörte ganz und gar dem Herzog von Devonshire, der sie jetzt in einer Lotterie auszuspielen ließ, und nicht ein einziges Loos blieb ohne Abnehmer.

Sonderbare Wetten in England.

Im Laufe des Aprils fanden ein Paar Wetten statt, welche einiges Aufsehen erregten. Ein gewisser John Head hatte sich anheißig gemacht, binnen einer einzigen Stunde fünf Pfund Schinken, ein vierpfündiges Brod, vier Pfund Kartoffeln, zwei Pfund geräucherter Lachs und eben so viel Plum-pudding zu verzehren, und dazu acht Pinten Bier hinunter zu spülen. Er gewann seine Wette und befand sich darauf nicht einmal unwohl.

Ein junger Mensch, Namens Lloyd, unternahm es, zwei und dreißig englische Mei-

len, oder deutsche halbe Stunden, zu Fuß, und zwar rückwärts, binnen acht Stunden, zurückzulegen. Er hatte 30 Souverains oder 90 Taler an gewetter, außerdem aber wurden noch eine große Menge anderer Wetten von bedeutendem Werth hinsichtlich des Gelingens oder Mislingens der seinigen ange-stellt. Das, was diese sonderbare Unternehmung noch um vieles schwieriger war, daß bei dieser kreb-gangigen Promenade, oder vielmehr bei diesem Laß, Feuen sein Weg durch den volkreichsten Theil Londons, die City nämlich, führte. Schon in einigen Doisern wurde er durch das Volksgebränge etwas aufgehalten; diese Hindernisse vermehren sich, als er in der Hauptstadt anlangte, und sie schienen, als er auf den Marktplatz Smithfield gelangt war, so unübersteiglich zu werden, daß diejenigen, die auf ihn gewettet hatten, ihren Gegnern ein Viertel des Betrags und darüber anboten, um die Wetten zu annulliren; diese aber, die sich schon in dem sichern Besitz des Ganzen zu sehen glaubten, gingen nicht hierauf ein. Als jedoch Lloyd sich erst glücklich durch das Gewühl durchgearbeitet hatte, gewann er die verlorne Zeit durch Verdoppelung seiner Geschwindigkeit wieder, und langte in Clerkenwell bei London, dem Zielpunkte seines Laufs, noch fünf Minuten vor Ablauf der bestimmten Frist von acht Stunden glücklich und woblbehalten an.

Der Schulmeister auf dem Baum.

Sechs Seguas oder spanische Meilen von Santiago, in der Nähe des Dorfes Binara, in Südamerika, in einer reichen und fruchtbaren Gegend, erzählt der Reisende Andrews, trafen wir auf einen ungeheuren Feigenbaum, an dessen Fuß sich uns ein eigentümliches Schauspiel darstellte. Die Aeste des unermesslichen Baumes bildeten ein zweites Laubdach, das einen runden Raum wie ein Gewölbe beschattete. Wir blickten durch die Oeffnung der Blätter, und sahen nun den Schulmarch des Dorfes auf dem Stamm des uralten Baums, und rings um ihn her in bunten Gruppen seine gesammte Schuljugend. Eine lange Reihe in seiner Rechten erlaubte

ihm, die Köpfe der entfernten seiner nackten
 Zebalinae mit Bequemlichkeit zu erreichen,
 wenn es darauf ankam, sie zu züchtigen.
 Der Anblick war aufs höchste überraschend.
 Welch ein köstliches Studierzimmer gewähre
 dieser unvergleichliche, alte Baum. Um ihn
 her saßen ordnungslos die Dorfschüler,
 groß und klein, unter dem prächtigen Laub-
 gewölke. Einige beulten lauernd ihr bu, be,
 vi, andere hielten Holztafeln auf ihren Knien
 fest, und malten Buchstaben darauf; zwei
 oder drei hatten Bücher, ein kostbarer Luxus-
 artikel in dieser Gegend, noch andere rech-
 neten, und ohne Unterlaß schwang sich die
 lange Ruthe über den Häuptern der Trägen.

Uerlei Naturmerkwürdigkeiten.

In Thüringen ist ein See in der salzrei-
 chen Gegend bei Salungen. Dieser See
 fing den 13. Dezember 1827 Nachmittags
 plötzlich an zu saufen und zu brausen, und
 fauste und brauste so mehrere Minuten fort.
 Man zeichnete den Tag auf, und las später-
 hin, daß an demselben Tag früh um 4 Uhr
 in Lissabon ein Erdbeben gewesen sey. Diese
 Sache ist um so merkwürdiger und auffallen-
 der, weil bei dem großen Erdbeben zu Lissa-
 bon, am 1. Novbr. 1755, der Salunger
 See eben aus, und noch viel heftiger, tobr.
 Eben so blieb der Hauptquell des herrlichen
 Heilwassers in Teplitz in Böhmen den 1. No-
 vember 1755 zwischen 11 und 12 Uhr Vor-
 mittags plötzlich 6 Minuten lang gänzlich
 aus, brach aber dann in blutrother Farbe
 eine halbe Stunde hindurch mit solcher Ge-
 walt und Menge hervor, daß sie alles über-
 schwemmte. Daraus erkennet, lieber Leser,
 daß alles unter der Erde, wie auf und ob der
 Erde, mit einander zusammen hängt, und
 daß die Luft sich durch unterirdische Kanäle
 eben so pfeilschnell fortbewegt, und Wasser
 und Flammen aus unterirdischen Wasserbe-
 hälttern und Feuerheerden, wie auf der Erde,
 hervortreibt.

Westindien hat in 6 Monaten 10 Erdbeben
 zu bestehen gehabt. Das heftigste und längste
 fand am 30. Novbr. statt, und hat 50 Sekun-
 den angehalten. Seit 70 Jahren hat man
 daselbst kein ähnliches verspürt. Zur neh-

lichen Zeit zeigten sich auch Erdhöfe auf dem
 Festland, so, daß die Meinung bekräftigt
 wird, Westindiens Inseln seyen die Gipfel
 eines festen Landes gewesen, das ehemals
 mit dem eigentlichen Amerika zusammenhing,
 und davon durch Feuers oder Feuer spreitende
 Erschütterungen losgerissen wurde. Gerade
 wie der Zug der amerikanischen und westin-
 dischen Gebirge, so war auch der Erdbebenzug.

Am 21. Novbr. war in Bogota, der Haupt-
 stadt des neuen Freistaats Columbias, ein ge-
 waltiges Erdbeben; die Thürme der Kathe-
 drale stürzten nebst einer Menge Häuser
 ein. Die Hälfte aller Wohnungen wurden
 unbrauchbar, der Schaden belief sich auf
 6 Millionen Pflaster. Das Erdbeben dauerte
 ¼ Minuten. Mehrere Städte und Flecken
 wurden zerstört. Berge stürzten ein, und
 vertraten dem Magdalenaflusse und andern
 Flüssen seinen Weg, daß sie ausliefen und
 alles überschwemmten. Menschen, Vieh und
 Meierhöfe verdarben.

In Tiflis, der Hauptstadt der russischen
 Provinz Georgien, erhob sich am 27. Novbr.
 unter lauter Donnerschlägen eine breite
 Feuerfäule hoch in der Luft, und brannte
 so drei Stunden, senkte sich dann bis auf
 eine Elle herab, und loderte dann noch 27
 Stunden fort. Das Feuer erstreckte sich an
 den Bergen in einer Länge von 1200 Fuß.
 Bei den ersten Ausbrüchen wurden Steine
 unter heftigen Stößen heraus geworfen, und
 Wasserfäulen hoben sich empor, die noch jetzt
 fortsprudeln. Damit ist denn plötzlich wieder
 ein feuerpeiender Berg von ohngefähr einer
 halben Stunde im Umfang entstanden.

Am 22. Februar traf die Gemeinde Kasa-
 mitzola, auf der Insel Ischia bei Neapel, ein
 großes Unglück. Um 11 Uhr Morgens rich-
 tete ein heftiger Erdbebenstoß, der 4 Secun-
 den dauerte, schreckliche Verheerungen an.
 Viele Gebäude stürzten ganz zusammen, an-
 dere litten großen Schaden, 19 Einwohner
 wurden unter den Trümmern begraben. Die
 Einwohner flüchteten unter den freien Himmel,
 und zerstreuten sich. Eine Frau wurde mit
 ihrem Kinde noch lebendig, aber elendiglich
 zugerichtet, aus den Ruinen gezogen. Auch
 andere Orte, nicht nur dieser Insel, sondern



schloß die Thüre zu, reichte ihnen den Schlüssel durchs Fenster, und verließ sofort die Stadt.

In demselben Jahre verkaufte wieder ein Ehemann in Manchester die feine mittelst öffentlichen Ausgebots an den Meistbietenden, und schlug sie ihm für drei Schilling und eine Pint Bier zu. (Ein englischer Schilling ist aber 36 kr., und eine Pint eine halbe Maas.) Aber das Volk bewarft den Mann, die Frau und den Käufer so sehr mit Kotz, daß sie sich noch sehr glücklich schätzten, der erbitterten Menge durch einige Polizeibeamten entrissen zu werden, welche sie vor einen Friedensrichter brachten. Dieser las ihnen allen dreien tüchtig den Textschelte den Käufer vor, und ermahnte die Eheleute, künftighin wieder vernünftig mit einander zu leben.

Noch ein drittes Beispiel des Fortbestehens jener alten brittischen Sitte, oder vielmehr Unsitte, ereignete sich späterhin, wobei der öffentliche Ausrufer, der die Frau ausbot, darauf bestand, eben so die Proclamations-Gebühren, wie für ein Stück Schlachtwiech, erhalten zu müssen.

Was will aber der Verkauf einer Frau gegen den einer ganzen Stadt besagen, der ebenfalls in diesem Jahre statt fand? Die Stadt Wertherby in der Grafschaft York gehörte ganz und gar dem Herzog von Devonshire, der sie jetzt in einer Lotterie anspielten ließ, und nicht ein einziges Loos blieb ohne Abnehmer.

Sonderbare Wetten in England.

Im Laufe des Aprils fanden ein Paar Wetten statt, welche einiges Aufsehen erregten. Ein gewisser John Head hatte sich anheißig gemacht, binnen einer einzigen Stunde fünf Pfund Schinken, ein vierpfündiges Brod, vier Pfund Kartoffeln, zwei Pfund geräucherter Lachs und eben so viel Plum-pudding zu verzehren, und dazu acht Pinten Bier hinunter zu spülen. Er gewann seine Wette und befand sich darauf nicht einmal unwohl.

Ein junger Mensch, Namens Lloyd, unternahm es, zwei und dreißig englische Mei-

len, oder deutsche halbe Stunden, zu Fuß, und zwar rückwärts, binnen acht Stunden, zurückzulegen. Er hatte 30 Souverains oder 90 Taler an gewetter, außerdem aber wurden noch eine große Menge anderer Wetten von bedeutendem Werth hinsichtlich des Gelingens oder Mislingens der seinigen ange-stellt. Das, was diese sonderbare Unternehmung noch um vieles schwieriger war, daß bei dieser kreb-gangigen Promenade, oder vielmehr bei diesem Laß, Feien sein Weg durch den volkreichsten Theil Londons, die City nämlich, führte. Schon in einigen Doisern wurde er durch das Volksgebränge etwas aufgehalten; diese Hindernisse vermehren sich, als er in der Hauptstadt anlangte, und sie schienen, als er auf den Marktplatz Smithfield gelangt war, so unübersteiglich zu werden, daß diejenigen, die auf ihn gewettet hatten, ihren Gegnern ein Viertel des Betrags und darüber anboten, um die Wetten zu annulliren; diese aber, die sich schon in dem sichern Besitz des Ganzen zu sehen glaubten, gingen nicht hierauf ein. Als jedoch Lloyd sich erst glücklich durch das Gewühl durchgearbeitet hatte, gewann er die verlorne Zeit durch Verdoppelung seiner Geschwindigkeit wieder, und langte in Clerkenwell bei London, dem Zielpunkte seines Laufs, noch fünf Minuten vor Ablauf der bestimmten Frist von acht Stunden glücklich und woblbehalten an.

Der Schulmeister auf dem Baum.

Sechs Seguas oder spanische Meilen von Santiago, in der Nähe des Dorfes Binara, in Südamerika, in einer reichen und fruchtbaren Gegend, erzählt der Reisende Andrews, trafen wir auf einen ungeheuren Feigenbaum, an dessen Fuß sich uns ein eigentümliches Schauspiel darstellte. Die Aeste des unermesslichen Baumes bildeten ein zweites Laubdach, das einen runden Raum wie ein Gewölbe beschattete. Wir blickten durch die Oeffnung der Blätter, und sahen nun den Schulmarch des Dorfes auf dem Stamm des uralten Baums, und rings um ihn her in bunten Gruppen seine gesammte Schuljugend. Eine lange Reihe in seiner Rechten erlaubte

ihm, die Köpfe der entfernten seiner nackten
 Zebalinae mit Bequemlichkeit zu erreichen,
 wenn es darauf ankam, sie zu züchtigen.
 Der Anblick war aufs höchste überraschend.
 Welch ein köstliches Studierzimmer gewähre
 dieser unvergleichliche, alte Baum. Um ihn
 her saßen ordnungslos die Dorfschüler,
 groß und klein, unter dem prächtigen Laub-
 gewölke. Einige beulten lauernd ihr bu, be,
 vi, andere hielten Holztafeln auf ihren Knien
 fest, und malten Buchstaben darauf; zwei
 oder drei hatten Bücher, ein kostbarer Luxus-
 artikel in dieser Gegend, noch andere rech-
 neten, und ohne Unterlaß schwang sich die
 lange Ruthe über den Häuptern der Trägen.

Uerlei Naturmerkwürdigkeiten.

In Thüringen ist ein See in der salzrei-
 chen Gegend bei Salungen. Dieser See
 fing den 13. Dezember 1827 Nachmittags
 plötzlich an zu saufen und zu brausen, und
 fauste und brauste so mehrere Minuten fort.
 Man zeichnete den Tag auf, und las später-
 hin, daß an demselben Tag früh um 4 Uhr
 in Lissabon ein Erdbeben gewesen sey. Diese
 Sache ist um so merkwürdiger und auffallen-
 der, weil bei dem großen Erdbeben zu Lissa-
 bon, am 1. Novbr. 1755, der Salunger
 See eben aus, und noch viel heftiger, tobr.
 Eben so blieb der Hauptquell des herrlichen
 Heilwassers in Teplitz in Böhmen den 1. No-
 vember 1755 zwischen 11 und 12 Uhr Vor-
 mittags plötzlich 6 Minuten lang gänzlich
 aus, brach aber dann in blutrother Farbe
 eine halbe Stunde hindurch mit solcher Ge-
 walt und Menge hervor, daß sie alles über-
 schwemmte. Daraus erkennet, lieber Leser,
 daß alles unter der Erde, wie auf und ob der
 Erde, mit einander zusammen hängt, und
 daß die Luft sich durch unterirdische Kanäle
 eben so pfeilschnell fortbewegt, und Wasser
 und Flammen aus unterirdischen Wasserbe-
 hälttern und Feuerheerden, wie auf der Erde,
 hervortreibt.

Westindien hat in 6 Monaten 10 Erdbeben
 zu bestehen gehabt. Das heftigste und längste
 fand am 30. Novbr. statt, und hat 50 Sekun-
 den angehalten. Seit 70 Jahren hat man
 daselbst kein ähnliches verspürt. Zur neh-

lichen Zeit zeigten sich auch Erdhöfe auf dem
 Festland, so, daß die Meinung bekräftigt
 wird, Westindiens Inseln seyen die Gipfel
 eines festen Landes gewesen, das ehemals
 mit dem eigentlichen Amerika zusammenhing,
 und davon durch Feuers oder Feuer spreitende
 Erschütterungen losgerissen wurde. Gerade
 wie der Zug der amerikanischen und westin-
 dischen Gebirge, so war auch der Erdbebenzug.

Am 21. Novbr. war in Bogota, der Haupt-
 stadt des neuen Freistaats Columbias, ein ge-
 waltiges Erdbeben; die Thürme der Kathe-
 drale stürzten nebst einer Menge Häuser
 ein. Die Hälfte aller Wohnungen wurden
 unbrauchbar, der Schaden belief sich auf
 6 Millionen Pflaster. Das Erdbeben dauerte
 ¼ Minuten. Mehrere Städte und Flecken
 wurden zerstört. Berge stürzten ein, und
 vertraten dem Magdalenaflusse und andern
 Flüssen seinen Weg, daß sie ausliefen und
 alles überschwemmten. Menschen, Vieh und
 Meierhöfe verdarben.

In Tiflis, der Hauptstadt der russischen
 Provinz Georgien, erhob sich am 27. Novbr.
 unter lauter Donnerschlägen eine breite
 Feuerfäule hoch in der Luft, und brannte
 so drei Stunden, senkte sich dann bis auf
 eine Elle herab, und loderte dann noch 27
 Stunden fort. Das Feuer erstreckte sich an
 den Bergen in einer Länge von 1200 Fuß.
 Bei den ersten Ausbrüchen wurden Steine
 unter heftigen Stößen heraus geworfen, und
 Wasserfäulen hoben sich empor, die noch jetzt
 fortsprudeln. Damit ist denn plötzlich wieder
 ein feuerpeiender Berg von ohngefähr einer
 halben Stunde im Umfang entstanden.

Am 22. Februar traf die Gemeinde Kasa-
 mitzola, auf der Insel Zischia bei Neapel, ein
 großes Unglück. Um 11 Uhr Morgens rich-
 tete ein heftiger Erdbebenstoß, der 4 Secun-
 den dauerte, schreckliche Verheerungen an.
 Viele Gebäude stürzten ganz zusammen, an-
 dere litten großen Schaden, 19 Einwohner
 wurden unter den Trümmern begraben. Die
 Einwohner flüchteten unter den freien Himmel,
 und zerstreuten sich. Eine Frau wurde mit
 ihrem Kinde noch lebendig, aber elendiglich
 zugerichtet, aus den Ruinen gezogen. Auch
 andere Orte, nicht nur dieser Insel, sondern



auch in Italien selbst, erlitten den 2. Febr. bestige Stöße.

Zur nemlichen Zeit den 23. und 24. Febr. verspürte man ein bestiges Erdbeben am ganzen Niederrhein. Man hörte ein unterirdisches Geräusch, dem Wirbeln eines Tambours ähnlich. In Rüttich und Tirlemont stürzten mehrere Schornsteine zusammen, Spiegel und Porzellan zerbrachen. In Antwerpen war das Erdbeben ebenfalls einige Minuten fühlbar. Die Arbeiter flüchteten auf die Straße. Die Nebungen erstreckten sich von Südost nach Nordwest bis Düsseldorf und Köln, bei windstillen Wetter und trübem Himmel.

Am 21. und 23. März wurden in den Niederlanden, Frankreich, selbst in Sachsen an mehreren Orten Erdstöße bemerkt: ein ganzer Berg bei Dudenarde sank ein, in England war stürmischer Unwetter, und am Ende von Italien brach der Vesuv mit gewaltigen Flammen aus. Seht da, meine Lieben, wie Luft, Erde und Untererde überall einander die Hand geben und in einander stießen.

Naturchronik, besonders unserer Gegenden, von 763 bis 1273.

Im Jahr 763 war es am Rhein so kalt, wie es noch nie gewesen ist. Den Sommer darauf des nemlichen Jahrs vertrockneten alle Quellen vor Hitze. Vom 22. Septbr. an 822 schneite es im Seeland. Der Schnee blieb 7 Monate liegen. Das folgende Jahr fielen daselbst mächtige, verheerende Schlossen und Steine vom Himmel auf die Erde. 874 rafften Hunger und Pest den dritten Theil der Menschen in französischen und deutschen Landen hinweg. 886 schwellte der überall austretende Rhein von Heu, Hanf und Früchten. 940 bis 942 überall große Viehseuche in Deutschland, und ebenso 988 furchtbarer Hunger; darauf 989 gewaltiges Sterben. Von 1004 bis 1006 grausamer Hunger und Tod in Deutschland. 1043 am Oberrhein ein gewitterreicher und regenvoller Sommer, dem Winter ähnlich, und empfindlicher Mangel an Wein und Früchten. Darauf der Winter und die Theurung

grimmig. Die Lente aßen unskätliche Thiere. Auch 1053 große Theurung und Miswachs. Unglückswangere Jahre erglengen über das Land von 1057 bis 1063. Im ersten Jahr verdarb Schnee und Reif einen großen Theil der Weingärten, wundersam große Hagelstücke fielen herunter und Blizstrahlen fegten Menschen hinweg. Hierauf wüthete der Tod 5 Jahre hindurch. Ein rauber, dem Getreide, dem Weinstock und dem Menschen mörderischer Winter stellte sich 1062 ein, und schon wieder 1063 schnitt die Kälte gefährlich in die Nebel und in die Bäume ein. Eben so erfroren in der Seegegend 1069 und 1076 die Nebel durch die Aprillkälte, so wie 1124 durch den Pfingstkreisen. In jenem 1076 war der Rhein von Martini bis April wandelbar. In dem magern Jahr 1090 gerietben am Rhein nur die Sipheln, hingegen zeigte sich die Erndte 1091 so ergiebig im Pfalzland, daß man der drei frühern Misjahre vergaß. Vom Jahr 1092 bis 1094 würgte der Engel des Todes so ohne Erbarmen in Frankreich und Deutschland, daß in einem Jahr 1092 zu Basel 13,000 Einwohner starben, und man kaum Gruben genug für die Todten finden konnte. Es erschien der Sommer 1097 mit unendlichem Fruchtreichthum, aber 1098 wurde ein pestilenzischer Winter in den obern Landschaften bemerkt, eben so 1100. In das Zwischenjahr 1099 wird als ein ewiger Winter bezeichnet. Zwei Jahr hindurch 1116 und 1117 befre die Erde allenthalben. Als man zählte 1125, da schlich eine solche Seuche von einer deutschen Hütte zur andern, daß wie im Jahr 874 einem Drittheil der Menschen seine letzte Stunde schlug. 1130 vertrocknete der Rhein vor Hitze. Aber das Jahr 1137 schwellte von Segen. Im Jahr 1146 tödtete die Kälte am Mittwoch nach Pfingsten fast im ganzen Deutschland alle Früchte, Weinstöcke und Bäume; Regenschlurven und Wasserströme verschwemmten die Ueberreste. Daher das folgende Jahr mächtiger Hunger und Tod. 1154 wuchs so viel Wein, daß man damit zu Konstanz den Kaif anrührte. Es kam das Wunderjahr 1186, da war nach vieler Chroniken Bericht ein warmer Winter und ein früher Sommer. Im Jenner blühten die Bäume und brüteten die Vögel; im Hornung waren die Äpfel so groß wie Hasel-

nüsse, im Mai schnitt man Korn, im August trank man süßen Wein; wie aber änderte sich die Szene 1187, da lag zu Pfingsten, den 11. Mai, tiefer Schnee, wo das vorige Jahr zur selben Zeit Aehren gelesen wurden. Im Jahr 1196 marterte der Hunger die Deutschen und Franzosen. Alles war zehnmal theurer wie sonst. Viele wanderten aus; Wurzeln und Fleisch stinkender Thiere wurden gekostet. Als man zählte 1201 wurde zu Basel der Saum Wein um 9 Kreuzer verkauft, das ist nach heutigem Geldwerth ein Großbater, wenn auch wirklich im dreizehnten Jahrhundert das Geld achtzehn bis neunzehnmal mehr galt als jetzt. 1223 u. 1224 füllten sich die Gräber überall mit Todten. 1228 blühten im April die Rheineben und um Johannes wurde geberbstet; und 1232 erglühete also der Sommer, daß man im Heu- und Augustmonat die Eier im Sand kochte; hingegen erfroren die Rheineben im Jahr 1234, und 1236 wurde der Wein so theuer, daß die Maas einen und bald darauf 16 Straßburger Pfennig, das sind 16 halbe Kreuzer, galt; der folgende Herbst aber so reich, daß es an Gefäßen und Käufern fehlte. Im Jahr 1258 überzog ein solches Ungewitter von Kälte und Regen den Oberrhein, daß das Korn auf dem Felde faulte und die Trauben unzeitig blieben. Sie wurden mit Säcken und Körben auf die Trotten getragen, und mit Schuben getreten. Eis und Wein kossen mit einander heraus. Im nächsten Jahr wuchs viel und guter Wein. Im Jahr 1268 nahm der hochschwellende Rhein alle Brücken weg. Im Jahr 1271 erbehte die Erde entsetzlich bei Billingen; wildes Feuer flammte aus dem Boden, und stürzte zu dem Niedertbor herein; die ganze Stadt wurde ein Aschenhaufen, den mehrere hundert Leichen erfüllten. Noch zeigt man eine merkwürdige Vertiefung von diesem Erdsturz und Erdbrand. Als man zählte 1272, so war es bei uns um Weibachten so kalt, daß der Wein im Kelch vor der Wandlung, daß Brunnen und Quellen gefroren; der Sommer 1273 aber so überstießend, daß das Viertel Waizen um 22, Korn um 16, eine Henne um 2, 14 Eier und 8 Hering um einen Straßburger Pfennig verkauft wurden.

Der Thierarzt als Geburtshelfer.

In dem Städtchen K. wurde vor einigen Jahren der seiner Kunst wegen nicht wenig berühmte Thierarzt und Waisenmeister B. zu einer Kuh gerufen, mit dem Andeuten, daß diese am Kalbern wäre, und er ja keine Minute säumen möchte, ihr bei ihrer harten Geburt mit seiner Hülfe beizukommen.

Halt! dachte dieser bei sich selbst, auf Geschicklichkeit, und mache dich auf den Weg!

In dem fraglichen Hause angekommen, verfügte er sich zu dem leidenden Thiere in den Stall, sah die Kuh sich mit den schwersten Kämpfen einer Geburt beschäftigt. Nachdem dieser das leidende Thier wenige Minuten angesehen, und die harte Geburt wirklich wahrgenommen hatte, faßte er einen bei solchen Geschäften noch selten vorgekommenen Muth, zog ein Buch, welches über Thierarzneikunde abhandelte, aus seiner Tasche, und wollte mit Blitzesschnelle einen Paragraphen darin nachschlagen, der über diesen Gegenstand Auskunft geben sollte.

Nachdem alles Blättern und Nachschlagen fruchtlos war, kam er in die größte Bestürzung, und indem er sich mit der einen Hand vor den Kopf schlug, und mit der andern das Buch hielt, mit seinem Blick gen Himmel sah, um wahrscheinlich Hülfe und Barmherzigkeit von oben für das arme leidende Thier zu erheben, sagte er die possirlichen Worte: „Armes Thier! habe ich doch erst vor einigen Tagen über derartige Leiden nachgelesen, und soll dir jetzt nicht helfen können!“

Nachdem er den Paragraphen nicht gefunden, welcher der Kuh statt seiner hätte helfen sollen, ließ er die Leidende im Stich, und empfahl sie ihrer Natur und anderer Menschen Hülfe.

Der Conducteur und der Posthalter, oder mit dummen Leuten ist nicht gut spaßen.

Da es selbst dem Lande wenig Ehre macht, wo sich unter besser gebildeten Leuten eine zu offene Dummheit einschleicht, so geht der blinkende Bote blos auf die Hauptsache über, weil er sich als Augenzeuge über nachstehende

Geschichte mehr geärgert als gefrenet hat. So kam der hinfende Bote sammt seinen Mitpassagiers und Conducteur nach Mitternacht bereits erstarrt auf der Post an. Der dicke Posthalter mit halbgeöffneten Augen in einen Schlafrock eingehüllt, öffnete uns die Thüre.

Da es von dieser Station aus über eine zwei Stunden lange Einöde weiter gehen mußte, nahm der Conducteur seine zwei leeren Pistolen in die Paßstube herein, um selbe zur bessern Sicherheit scharf zu laden.

Der Zufall wollte, daß der Posthalter auf den Conducteur zulief, um ihn über Postsachen zu besprechen, als letzterer die beiden leeren Pistolen ergriff, und selbe mit dem ernstvollen Anruf: „Soll ich sie abtrachen lassen?“ dem Posthalter auf seine Brust hielt.

Dem Posthalter war es bei dem ernsthaften Gesichte des Conducteurs nicht so ganz wohl bei diesem Spas, und deutete diesem die Sache andert und gefährlich, indem er mit einem bleichen Gesichte voll Angst sagte: „Ich muß mir derartige Spas verbitten, Herr Conducteur!“

Der Conducteur, der sah, daß ihn der Posthalter von einer nicht gar schönen Seite beurtheilen will, legte diesem die Pistolen mit der Versicherung, daß diese nicht geladen wären, hin, und verlangte der Gesellschaft wegen Satisfaction.

Statt daß der Posthalter ihm diese gab, oder sich der wirklich nicht geladenen Pistolen überzeugen wollte, sagte er: „Ich weiß aus Exempel und Beispiel, daß auch nicht geladene Pistolen losgegangen sind, und Menschen getödtet haben!“

Ohne daß eine gegenseitige Versöhnung zu Stande kam, gingen wir über diese Geschichte belustigt weiter.

Der verloren gegangene Reisende.

(Eine wahre Geschichte.)

„Andreä, geschwind!“ ruft der Kellner zum Entensfuß in Töpelsdorf dem Hausknecht, „es ist so eben eine Chaise mit Reisenden angefahren!“ Während dem der Kellner selbst und die Madame aus dem Hause herbeieilen, um die Reisenden zu empfangen, will der Kutscher den Kutschenschlag öffnen, aber

du lieber Himmel, wie erschrickt er, es war keine Seele mehr in der Kutsche. „Um Gotteswillen!“ schreit er, „ich habe einen alten Herrn von Frankfurt hierher führen sollen, dem nun gewiß ein Unglück begegnet ist, er muß Schwindel bekommen haben, und zur Chaise herausgestürzt seyn, ohne daß ich es bemerkt habe, der liegt auf der Straße oder in einem Graben und wer weiß ob er noch lebt.“

Dieser sonderbare Vorfall erregte verschiedene Muthmaßungen; da man jedoch die Effecten, seia Geld und so weiter vorfand, so verminderte sich der auf dem Kutscher Anfangs gerubte Verdacht. Es wurde jedoch Befehl gegeben, denselben bis zur nähern Aufklärung zu bewachen. Unterdessen wurden reisende Boten ausgesandt, die Nachforschungen halten mußten, diese kamen jedoch unverrichteter Sache zurück, nachdem sie bis nach B., 3 Stunden von Töpelsdorf, gestreift hatten. — Während dem der Kutscher einen halben Tag in Todesangst zugebracht hatte, und man sich den Kopf zerbrach, was aus dem verloren gegangenen Herrn geworden seye, kömmt auf den Abend, als es schon dunkel geworden war, wieder eine Chaise beim Entensfuß angefahren, und heraus steigt ein alter Herr, der schimpfte ganz fürchterlich: „Wo ist der Esel von Kutscher, der mich 6 Stunden von hier sitzen läßt, und fährt fort.“

Der Kutscher kömmt auf das Schelten des Fremden herbei, und findet seinen verloren geglaubten Herrn wieder, indes sich die Geschichte beim lauten Gelächter der Zuhörer folgendermaßen aufklärt.

In L., 6 Stunden von Töpelsdorf, hatte der Kutscher Halt gemacht, um seine Pferde zu füttern. Der Herr wollte jedoch nicht aussteigen, sondern in der Kutsche abwarten, bis er fertig sey. Die Zeit wurde ihm jedoch etwas zu lang und stieg aus um den Ort zu besichtigen. Dies bemerkte jedoch der Kutscher nicht, der seinen Schoppen in der Wirthshube trank, und als abgefüllt war, sah er ohne weiters wieder auf den Hock und sagte davon, sah sich auch weiter nicht mehr um, als bis er mit der leeren Chaise auf der Station angekommen war.

Als der alte Herr von seinem Spaziergange zurück kam, fand er weder Chaise noch Kutscher mehr, und war genöthigt, sich um

ein anderes Gefährt umzusehen, das ihn nach Löpelsdorf überbringen mußte.

Der Kurier wurde natürlich brav ausgelacht, daß er 6 Stunden weit gefahren, ohne zu wissen ob Jemand in der Chaise sey oder nicht. Seitber ist er vorsichtiger, und wenn er einkehrt, sieht er immer nach, ob Niemand verloren gegangen ist. E.

Der Prophet vom Jahr 1820.

Wie isch ich jetzt ihr liebi Lüt,
Sitt wehr es sich e schönit Zit,
Was ich vor mengem Zoor ha g'feit,
Un von de Türle provezeit.

Meinsch ebe well's so langsam goht,
Un jeder Raß im Schlachtfeld stobt,
Was meinsch mi lieber Nocher ächt,
Sibille heig sey no nit recht?

So frill glaubs nur, Zit isch rum,
Un richti wäbrli zum Willkumm,
Denn g'fälle wird dirs Türkefor,
I denk de griech Respekt dervor.

Deng jez anfangs liebe Ma,
Wo duresch denn di jung Wiebli na?
Weisch Türle trinke nie sei Wi,
Drum sper du's nur ins Wisaf ul.

Wie witalis denkwohl deit au fi,
O wohntemer nur nit am Ri,
Wie menges Kind, wie menge Ma,
Wird Nas und's Oyr verlobre ha.

Drum meini's gäd e Mittel no,
Mer wen mitenand in Kirche go,
Un singe der Sibill e Stuck,
Si nimmt villicht ihr Wort no z'ruck

Und seit zum Herrgott: borch i bitt,
Loh mir die Türle doch nit z'wit.
Et hen in der Franzose Zit,
Am meisste g'ha die liebe Lüt.

Was ber der Herr zur Wittfrän g'felt,
Uf Unglück folgt dir au di Freid,
Drum beret unsern Herrgott a,
Er hilft is wo er helfe fa. D.

Wie der Heiligenstifts-Verrechner Tollfuß zu Krähwinkel die Schuld- ner bei Amt einklagt.

„Ein Großberlichs Ober-Amt,
„es wird gefälligst bericht, der Helgen sol
„befalen und hat kein geld, der ruggstand
„ist noch nicht besalt, es brinkt niemand
„Mit, und wen die leuth nit besalen so fan
„auch der Helgen nit salten. Großberlig
„Oberampt, wohle solches gehorsam ratich-
„gerren.“

Hintennach bringt er nun die Liste der Schuldner, die zur Zahlung angehalten werden sollen.

Der nemliche Stiftsverrechner der zugleich auch Kirchenvorsteher ist, hat auch sonst eine auffallende moralische Bildung. Man erzählt sich zu Krähwinkel folgenden Charakterzug:

Sein alter Vater mußte ihm immer am Sonntag Morgens die Schuhe schmieren, wenn er in die Kirche gehen wollte; als er einmal dies Geschäft nicht zur Zufriedenheit des Herrn Sohnes verrichtete, riß ihm solcher im Unwillen die Schuhe aus den Händen und sagte: „isch deß au Schuh g'schmiert? es wär sei Wunder i schlug ich sie um d'Obren rum.“

Der Ate antwortete wehmüthig: „D Hünfel, i ha mi möglichs dran ebn.“

Die Elektrisch-Maschine.

(Mit einer Abbildung.)

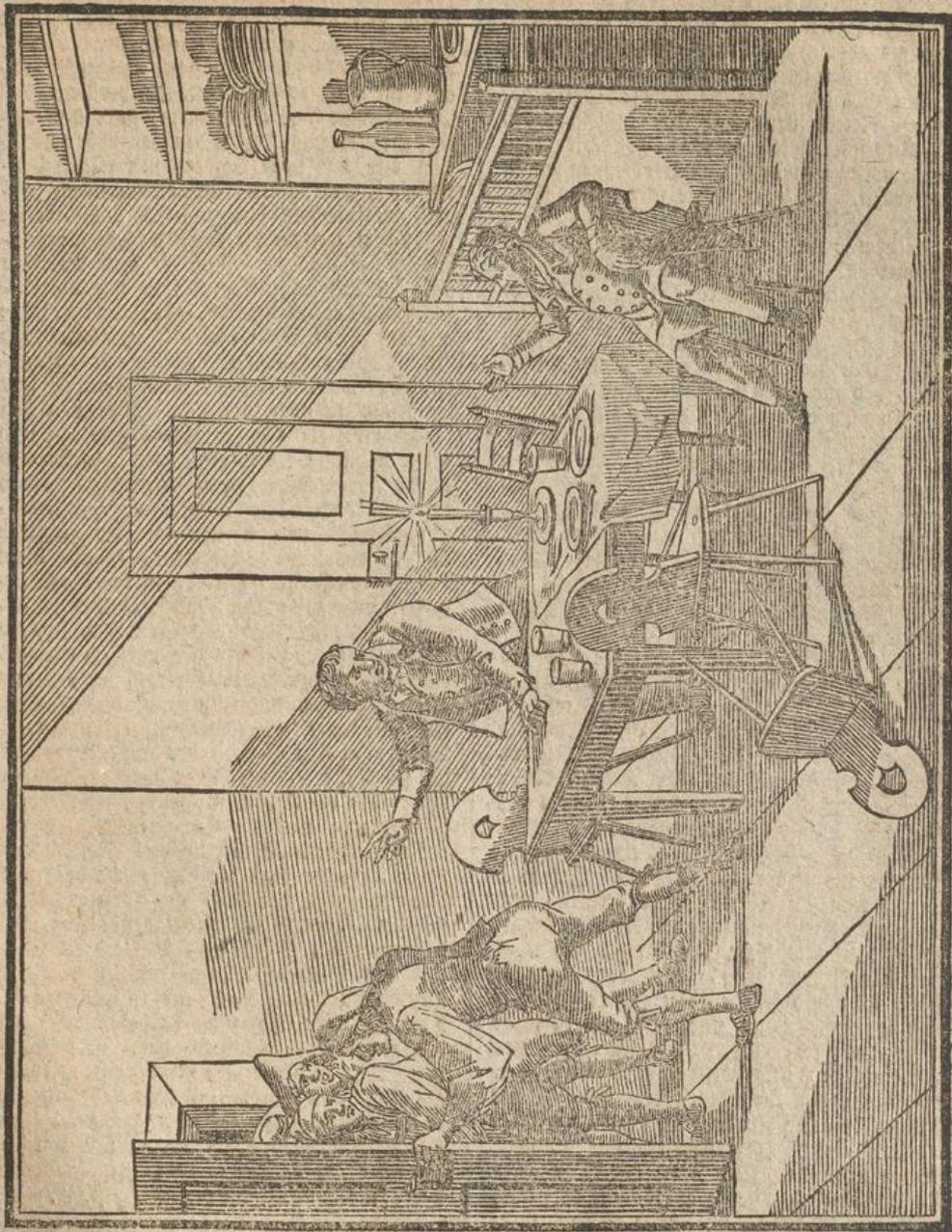
Schlendert ein schlankes Bürschlein von 15 bis 16 Jahren die schöne neue Ludwigsstraße herunter, macht Pläne und gelangt gegen Abend in das hiesige Dorf, kehrt im ersten Wirthshaus ein, und läßt sich ein Schöpplein Wein geben. Hier, im Wirthshaus nämlich, gieng es denn nun wie noch an vielen andern Orten, sehr kriegerisch zu, das heißt, der Wirth hatte einen Schwanz, die Gäste einen Hieb und der Wein einen Stich. So behauptete der Wirth, daß er 6 der stärksten Männer zu Boden bombardiren wolle, und erzählte mit vieler Selbstgenügsamkeit mehrere Exempel, wo er schon Männer nur gedrückt, und daß man sie mit Schnaps und Essig kurz darauf habe anstreifen müssen. Mehrere der Gäste bezweifel-

ten dies, andere gaben Beifall. Jetzt spitz mein Bürschlein die Doren, und denkt: da ließe sich ein Spaß machen. Er greift ganz geheimnißvoll in einigen Taschen herum und geht hinaus. Kaum ist er wieder hereingekommen, so fragt er den Wirth, ob er nicht bei ihm über Nacht bleiben könne, er sey müde, und es sey finster geworden. Auf die Bejahung bestellt er sich etwas Nachtesseu und noch einen Schoppen. Kaum befohlen, so bringt die geschäftige brave Wirthin beides, indes der Wirth noch immer drauf los schießt und haut und drückt, versteht sich mit dem Munde. Nun denkt mein Bürschlein ist es Zeit, räuspert ein Paar mal, setzt sich in Postur und sagt: „Herr Wirth, ich bin doch nur ein ringes Bürschle, aber ich fürchte mich doch nicht vor ihnen! Sechs bis sieben Gäste mit sammt dem Wirth sehn ihn hierauf ein wenig mit großen Augen an, darauf fährt er fort: „Ja ihr Herren, und euch alle fürchte ich nicht, denn ihr müßt wissen, ich habe eine Maschine im Sack, und wer mich nur anrührt, wird ohne weiters zu Boden gedonnert!“ Einer der hier und da in Büchern geblättert, erklärt: „Wohl möglich, wohl möglich! Kann eine Lekrir-Maschine im Sack haben, ich ein starker, maffer Mann bin, nur anrühren dürft gleich erstickten könnt!“ Somit trinkt er seinen Schoppen schnell aus, und macht sich reisefertig. Ein Anderer bietet einem Dritten 2 Maas Wein, wenn er sich an das Bürschlein wagt, allein dieser erklärt: nicht um eine Ohm. Nun ergriff Alle Furcht und Schrecken, zum Theil tranken sie ihre Gläser schnell aus, zum Theil ließen sie den Rest im Stich. (Siehe die Abbildung.) Jetzt sahe sich der Wirth auf einmal allein mit seinem gefürchteten Gaste, und seine frühere unüberwindliche Stärke war so nahe beisammen, daß er schnell in die gegenüber liegende Wachtstube sprang, 3 Mann Wache holte und denselben arretiren ließ. Diesen stiegen bei Erzählung des Wirthes die Haare zu Berge, deswegen fanden sie es für gerathen, diesen jungen Simson noch in der Nacht zum Herrn Bogt zu führen. Auf dessen Befragen was vorgefallen und warum er arretirt worden sey? erklärte er: „daß er sich einen Spaß gemacht, und diese unüberwindlichen Helden bloß durch sein keckes Benehmen in Schrecken

habe setzen wollen, man könne ihn visitiren, es werde sich nichts Verdächtiges bei ihm vorfinden. — Der Herr Bogt erklärte, daß er sich ganz ruhig ins Wirthshaus zurückgeben solle, und der Wirth ihn beherbergen müsse, was denn auch geschah. Am andern Morgen war das Bürschlein vor Tag schon weiter gezogen. Der hinkende Bote sagt weiter nichts, als: Wenn der im sechszebnten Jahre schon solche Pläne macht, was wird nicht erst im sechs und zwanzigsten geschehen?
D.

Das neue Triberg.

Den 1. Juli 1826 brach Feuer im Gasthof zum Adler, man weiß nicht wie, aus. Der Wind fachte die Flamme sogleich gewaltig an, und die Strobdächer gaben ihr entsetzliche Nahrung. Binnen 2 Stunden lag Triberg in Asche, wenige Gebäude ausgenommen. Zu diesen wenigen gehörte das Spital, welches für die Hülflosen des ganzen Amtes bestimmt ist, und jetzt die Zufluchtsstätte von 20 Familien ward. Andere flüchteten auf die Berg- und Waldböden. Aber auch da war wenig Heil und Sicherheit. Die Feuerbrände flogen überall, wie Raketen, herum, schossen wie gefräßige Raubvögel herab, und verzehrten die letzten Habseligkeiten, an Werth zu hunderttausend Gulden geschätzt; ja sie setzten selbst einen Bergwald in Brand. Fürchterlich schön war der Anblick des wogenden Feuermeers von dem Bierhaus auf der Berghöhe. Bis gegen dieses schöne und neue Haus streiften die Feuerpfeile. Heftiger bedrohten sie das untenstehende Amtshaus, das nur mit Mühe gerettet ward. Der heiße, in dem engen Thal gefangene, Dunst ließ den Leuten so wenig Ruhe, als die Menge Feuerbrände. Bei dieser ewigen Flucht, von einer Stelle zur andern, und großen Verwirrung, ist sich nicht zu verwundern, daß mehrere Menschen verletzt wurden, und einige das Leben verloren. Aber die christliche Liebe offenbarte sich an den Verunglückten in ihrer ganzen Herrlichkeit. Mitleidsvoll nahmen die benachbarten Dörfer und Höfe diejenigen Abgebrannten auf, die in Triberg nicht konnten untergebracht werden. Alles eilte hochberzig den Flüchtlingen, Hungrigen und



Hinf. Vote 1829.

6

Nackten entgegen. Es geschahen Wunder der Barmherzigkeit; und das letzte Scherlein, das mancher arme Diensthote hingab, wiegt vor dem, der da recht richtet, mehr als eine Tonne Goldes. Wer könnte die Namen der vielen Retter nennen? Ich will nur den Menschenfreund Dekan Sievert mit seinen Gutachern erwähnen, ihre Brodwagen waren die ersten. Bald ward die schreiendste Noth gestillt. Ich stand, ohngefähr 10 Tage nach dem Brand, auf den noch rauchenden Trümmern. Mit Ruhe und Fassung wandelten die Verunglückten auf ihren Aschenhügeln. Nicht ein Mensch sprach unsere Hülfe an. Mit edlem Stolze und Unwillen versicherten die Leute, wer ihr Elend benutzend, sich für einen Triberger ausbehe, und um Almosen in der Nachbarschaft stehe, seye zuverlässig kein Triberger. Sie verließen sich auf den Gott, der das Menschenberg allezeit dem Jammer der Unschuldigen und Würdigen öffnet, und auf die Thätigkeit einer vielbewährten Regierung; und hofften nicht vergebens. Schnell wurde eine freiwillige Beisteuer veranstaltet, und sie betrug an Geld und Geldeswerth 30,000 fl. Eben so schnell wurde alle Anstalt getroffen, die Spuren der Zerstörung zu verwischen und ein neues Triberg zu schaffen. Dazu half, außer der allgemeinen badischen Brandversicherungskasse, auch der Umstand, daß 8 Triberger Familien in der französischen königlichen Versicherungsgesellschaft für Habseligkeiten waren. Durch die regen Anstrengungen des Kreisbanmeisters Boss geschah es denn, daß in Zeit von 2 Jahren Triberg unendlich verschönert aus seiner Asche erstand. Ich habe es von Angesicht zu Angesicht gesehen, und mich an seiner frischen jugendlichen Gestalt geweidet. Die Hauptstraße zieht sich nun, wie die Nebenstraßen, in schöner gerader Linie hin, und jene enthält lauter zweistöckige Häuser. Haus und Scheuer ist nicht mehr eins, sondern das Haus hat ein eigenes Scheuerlein, und zwischen einigen Häusern ist immer ein Zwischenraum. 87 Gebäude wurden von den Flammen verzehrt, nur 10 blieben übrig. Jetzt stehen einige 90 neue Wohnungen da. Das Kaufhaus ist in neuer Auferstehung begriffen; aber die Kirche noch nicht wieder hergestellt. Man ist noch nicht recht einig, auf welchen Platz sie kommen

sohl. Ich suchte vergebens auf dem alten Fleck den Löwen, die Einkehr der meisten Fremden. Palastähnlich winkte mir der neue, wiewohl er noch nicht ganz ausgebaut ist, aber in einer einseitigen Gastherberge des Löwenwirths fand ich die alte, gute und billige Bewirthung. Von den Berghöhen herab kam mir das neue Triberg mit seinen bellrothen Ziegeldächern, grünen Läden und seinem vielfarbigem Anstrich, wie hingemalt vor. Bei weitem die meisten Gebäude werden bereits bezogen. Freilich griff der Bau und die Wiedereinrichtung so wie die Anschaffung der mancherlei Handwerksgeräte mehrere Familien empfindlich und bedenklich an. Denn vor dem Brand war jede Haushaltung wohl versehen, und Triberg lebt hauptsächlich vom Gewerbe. Wer von den Nachbarn liebt nicht Tribergs herrliche und große Wecken? Oder wem sollte sein Betrieb in der Uhrenmacherei unbekannt seyn, da das Städtchen einen Spieluhrenmacher, 2 Kleinuhrenmacher und 8 Uhrenmacher größerer Wanduhren zählt? Uebrigens ist hier nicht das Strohgeschlecht, sondern in der Nachbarschaft. Dagegen enthält das Städtchen Handwerker aller Art, und jetzt seit 2 Jahren auch einen Drahtzug, eines der verschonten Gebäude gleich hinter dem Spital, wo von dem unternehmenden und kunstverständigen Valentin Kammerer vierundzwanzigerlei Sorten Draht, in den Preisen der Centner von 30 bis 90 Gulden, gefertigt werden. Wenn bisher der alte, weitrauschende, wundervolle Wasserfall, und die hochgelegene und unversehrte Wallfahrtskirche viel Fremde herbeizog, so ist nun die Schönheit des wieder gebornen Städtchens ein dritter Reiz, und die strengrechtliche und freundliche Aufnahme in den Gasthöfen, so wie die Biederkeit des Binnenvölkchens erhöhen den Genuß. Eine vierte Lockspeise ist aber in der That der Weg selbst nach Triberg, besonders von Offenburg und Lahr her. Der Wanderer tritt da von einem Zaubergarten in den andern; aus dem fruchtbaren Kinzigthal in das obstreiche blühende Gutachertal, dessen Hauptschmuck der Pfarrgarten, und aus dem Gutachertal in das romantische Felsenthal, das von Hornberg nach Triberg führt.

Was aus den Heiden werden kann.

Herr Campbell, ein englischer Prediger, hat vor mehreren Jahren eine Reise nach Afrika gemacht, und von der Capstadt aus eine große Menge von Heiden besucht, die theils schon Missionäre haben, theils gerne haben möchten. Da hat mir besonders gefallen, was er von der kleinen Gemeinde bekehrter Heiden in Pakaltsdorf erzählt, deswegen soll er es euch auch noch einmal erzählen.

Ungefähr hundert Stunden von der Capstadt machten wir Halt in der Nachbarschaft von Georg, einer neuangelegten Stadt, so erzählt Herr Campbell. Bald nach meiner Ankunft besuchte mich der Hottentottenhauptmann von Hochkraal, Namens Dickkopf, mit ungefähr sechszig von seinen Leuten, und sagte, es wäre ihnen eben äußerst erfreulich, wenn ein Missionär bei ihnen wohnen möchte. Ich fragte: warum wollt ihr denn einen Missionär haben? Ach! sagte er, wir möchten gern auch das lernen, was die weißen Leute lernen, (denn die Hottentotten sehen braun aus). Was meinst du damit? fragte ich. Das konnte er mir nicht sagen. Nun, sagte ich, bleibet bis Sonnenuntergang da, dann soll euch Cupido etwas erzählen. Das war ihr Landsmann, ein bekehrter Hottentott, der in meinen Diensten als Wagentreiber stand. Am Abend wurde das Zeichen zur Zusammenkunft gegeben; ein Hottentott rief laut: Jkfatu! und in ein Paar Minuten war das Zelt mit Hottentotten angefüllt und viele mußten draußen stehen bleiben. Cupido setzte sich auf einen Stuhl, und sagte einen holländischen Psalm vor, den alle Hottentotten verstanden, und er und unsere Hottentotten, die zu unserer Reisegesellschaft gehörten, sangen ihn miteinander so feierlich, daß die Hottentotten ganz erstaunt waren. Hierauf setzte Cupido mit seinem gewöhnlichen Anstand seine Brille auf, öffnete sein Testament, und las ein Capitel vor, über welches er zu ihnen redete. Hernach knieten alle nieder, und vereinigten sich zum Gebet. Weil Cupido versprach, er wolle den andern Morgen noch einmal zu ihnen reden, so blieben sie bei uns über Nacht, wickelten sich in ihre Schaafpelze, und legten sich aufs Gras unter unsere Wagen. Am andern Morgen, nachdem Cupido noch einmal den

Hottentotten von Hochkraal die Schrift ausgelegt hatte, gieng ich mit ihnen, um ihr Dorf zu besuchen. Es waren lauter kleine Hütten, auch die des Hauptmanns; wenn ich in der Mitte stand, konnte ich aufrecht darin stehen: sie war von Baumzweigen gebaut, und mit Schilfrohr gedeckt. Es war nichts darin, als ein Paar Stühle und einige Wasserkrüge. Ich fragte sie nun: Ist's denn wahr, daß ihr alle verlanget nach einem Missionär? Sie riefen alle zusammen: Ja! aber sie konnten auch nicht sagen warum, als daß sie eben auch das lernen wollen, was die weißen Leute lernen. Jetzt kam ein steinalter Mann herein, der erbärmlich ausah, kaum hatte er ein Paar Lumpen, sich zu bedecken. Dieser setzte sich neben mich hin, küßte meine Hände und Füße, und freute sich wie ein Kind, weil er hörte, daß ein Missionär zu ihnen kommen werde. Ich fragte ihn, ob er etwas von Jesus Christus wisse? Er antwortete: ich weiß nicht mehr als ein wildes Thier. Ich kann die Freude der Hottentotten nicht beschreiben, wie sie hörten, daß bald ein Missionär zu ihnen kommen werde. So gleich schrieb ich einen Brief an den Missionär Pakalt, in Zwelldam, und sagte ihm, wie nöthig es sey, daß die Hottentotten in Hochkraal einen Missionär bekommen; er solle doch kommen, und seine Wohnung unter ihnen aufschlagen. Das that er auch.

Sechs Jahre nachher, so erzählt Herr Campbell weiter, auf meiner zweiten Reise nach Südafrika, kam ich wieder nach Hochkraal. Schon von weitem her hörte ich, es habe sich da alles so verändert, daß ich es gar nicht mehr kennen werde. Am 2. Juni spät Abends kam ich bei dem Dorfe an, und blieb in meinem Wagen über Nacht. Als Morgens die Sonne aufgieng, und ich um mich hersah, ey wie erstaunte ich da! Ich sah zwei lange Straßen mit viereckigten Häusern auf jeder Seite, bei jedem Haus einen Garten, und um das ganze Dorf her einen großen Wall zum Schutz gegen die wilden Thiere. Ich gieng auf eines von diesen Häusern zu, da stand ein Hottentotte, europäisch gekleidet, vor seiner Thüre, und empfing mich mit aller Freundlichkeit. „Dies Haus gehöret mein,“ sagte er, „und dieser ganze Garten.“ Da standen schöne Pfirsichbäume,

Korallenbäume, Feigenbäume; da wuchsen Erdäpfel, Kürbisse, Melonen, Kraut etc. Von allem dem hatten sie vor sechs Jahren nichts. Von da kam ich zu dem Hause eines Mannes, den sie den alten Simeon nannten: es war der nämliche Mann, der vor sechs Jahren in einem so erbärmlichen Aufzuge an meiner Seite saß, und sagte: er wisse nicht mehr als ein wildes Thier. Jetzt hörte ich, daß er ein Christ geworden sey und sich habe taufen lassen. Er saß allein in seinem Hause, taub und blind vor Alter. Als sie ihm sagten, wer ich sey, fiel er mir um den Hals, und Ströme von Thränen liefen über seine dunkelbraunen Backen. „Ich habe genug gelebt!“ sagte er, „Ja, ich habe genug gelebt! Ich warte, bis Jesus Christus zu mir sagt: Komm! Ja, ich warte, bis Jesus Christus sagt: Komm!“ — Der alte Simeon hatte in seiner Jugend alle Arten von Bosheit verübt. Er war ein großer Elefanten- und Büffel-Jäger, und wurde mehrmals wundervoll aus der größten Lebensgefahr errettet. Einmal, als er auf der Jagd war, fiel er unter einen Elefanten, der ihn zertreten wollte; aber er entkam ihm. Ein andermal wurde er von einem Büffelochsen mehrmals in die Luft geschleudert, und schwer verwundet; endlich fiel das Thier auf ihn hin, und doch kam er mit dem Leben davon. Ein Paar Jahre später hielt man ihn einmal für todt, und begrub ihn, wie man aber die Erde auf ihn hinschüttete, kam er wieder zum Leben, und wurde bald wieder ganz gesund. Nach der zweiten Predigt des Missionars Barate kam er und sagte: „Gott hat mich dreimal vom Tode errettet, nun will ich mich bekehren, und an Jesus Christus glauben, ehe ich zum viertenmal sterbe.“ — Am Neujahrstag wurde er getauft. Seine Freude darüber war so unbeschreiblich groß, daß er wie ein Jüngling ansehe, ob schon er 90 Jahre alt war. Er sagte: „Nun will ich gern sterben. Ja ich will lieber sterben als leben; denn dann werde ich ewig bei meinem theuren Heiland leben. Vorher fürchtete ich mich vor dem Tod, ja mein Herz zitterte bei dem Gedanken daran; aber ich kannte eben Gott und Jesus Christus nicht. Jetzt habe ich kein Verlangen mehr, länger zu leben. Ich bin zu alt, um noch etwas Gutes auszurichten. Ich diene dem

Teufel mehr als 80 Jahre, und war reif für das ewige Feuer; aber, ob ich gleich ein schwarzer Hottentott bin, darf ich doch durch die unendliche Gnade Gottes zur ewigen Seligkeit eingehen. O wundervolle Liebe! O wundervolle Gnade! O erstaunliches Erbarmen!“ — Welche große Veränderungen kann das herrliche Evangelium Christi zu Stande bringen! Kein menschliches Wesen kann tiefer gesunken und verdorben seyn, als dieser alte Simeon, wie ich ihn das erstemal sah, und was ist jetzt aus ihm geworden! Und nicht bloß aus ihm! Wie sieht im ganzen Dorfe so anders aus? Da ist jetzt eine Kirche gebaut, in welcher 200 Personen sitzen können. Wie verwunderte ich mich, als ich am Sonntage die Weibskente herein kommen sah, nett gekleidet in weiße Leinwand und gedruckte Zeuge; die Männer angezogen wie Europäer, ihre Bibeln oder Testamente unter dem Arm; wie sie aus ihrem Psalter harmonisch sangen, in ihren Bibeln den Text aufsuchten, und auf jedes Wort der Predigt horchten. Da war nun ein Kirchlein Christi von etwa 45 gläubigen Hottentotten, wo vorher Heiden gewesen waren, dumm wie die wilden Thiere. In der Schule fand ich 70 Kinder. Ihr Lehrer war ein junger Hottentott, den ich vor 6 Jahren als einen wilden Menschen kannte. So weit Herr Campbell. Und alle diese Veränderungen hat das Evangelium unter diesen wilden Hottentotten hervorgebracht! Nun sagt noch mehr, daß die Arbeit der Missionäre vergeblich sey unter den Heiden!

Nachahmungswürdige Anstalt.

Zur Erleichterung des Armen, den oft eine zahlreiche, seiner persönlichen Vorsorge bedürftige Familie in seinem Erwerbe zurück hält, oder ihn nöthigt, während er diesem nachgeht, seine Kinder ohne alle Aufsicht zurück zu lassen, hat man in mehreren Bezirken von Paris nach dem Beispiel einiger englischer Städte sogenannte Zufluchtsäle für die erste Kindheit gegründet, in denen die Kleinen den Tag über unter der Aufsicht einiger Matronen Pflege und Beschäftigung zugleich finden. Hier werden sie zur Ordnung, zur Keuschheit, und zu den Neben-

gen der Religion und zu einem ihren Fahren angemessenen Unterricht angehalten, in-
des ihre Eltern, der Sorge der Beaufsichti-
gung übergeben, ihren Broderwerb ungestört
nachgehen können. Diese so überaus wohl-
thätige Einrichtung fängt schon an in ihren
Wirkungen sichtbar zu werden. Die Straßen
und Plätze dieser Stadtviertel reinigen sich
von diesen Schaaren aufsichtsloser Kinder,
und der Wohlstand mancher armen Familien
wächst, während die Kinder selbst früh zur
Ordnung, zum Fleiß und zur Reinlichkeit
gewöhnt, an Gesundheit des Körpers und
des Geistes gewinnen. Für Landgemeinden
wäre eine solche Einrichtung auch besonders
dienlich und wohlthätig, und könnte ohne
große Kosten gemacht werden.

Weltbegebenheiten.

In Brasilien machten gegen tausend
eingewanderte Deutsche, die man gegen die
Abrede zum Kriegsdienst zwang, gemeinschaft-
lich mit Friaändern einen Weltauspectat und
zwar in Rio Janeiro selbst vor den Augen
des Kaisers, so, daß dieser sich genöthigt
sah, englische und französische Schiffsolda-
ten zu Hülfe zu nehmen, und dem wilden,
mordbrecherischen Betragen nuserer Lands-
leute zu steuern. Uebrigens führt der Kaiser
noch immer mit denen von Buenos Ayres et-
nen verderblichen Krieg.

In den südamerikanischen Frei-
staaten da sahe es einigemal spizig mit
dem Manne aus, der ihnen zur Freiheit ver-
holfen hatte. Er schien diese Freiheit in den
eigenen Sac stecken zu wollen, und sah ein,
daß die Freiheit für diese Mägen ungedämpft
nicht taue. Darüber schnitten die Kolum-
bier und Peruvianer saure Gesichter, so,
daß es zu heftigen Bewegungen kam; aber
jezt ist ihm die Hauptmasse des Volkes in
Kolumbia, dem neugebackenen Freistaat, doch
wieder zugefallen, und er an der Spitze der
Regimenter behält das Regiment über die
Nation.

In Mexico mußten die stolzen Spanier,
die sich seit 20 bis 30 Jahren hier nieder-
gelassen hatten, über Hals und Kopf Reiß-
aus nehmen, denn die Mexicaner trauten ih-
nen nicht. Das waren aber reiche und herr-

liche Handelsleute, die nahmen all ihr Geld
mit, und deren Vorfahren vor 300 Jahren
hier wie Götter herrschten.

In Spanien war wieder viel Lärmen,
besonders in dem Königreich Katalonien.
Da rotteten sie sich zu Tausenden zusammen,
und zwar gegen den König, weil er ihnen
immer noch nicht streng genug war; sie mein-
ten: Don Karlos, sein Bruder, der sollte
den Szepter führen und zur Zuchttrube ge-
gen die Volksgenanten dienen. Ihr Brennen,
Blündern, Morden wurde so arg, und ihre
Partei so stark, daß der König sich entschloß,
selbst in das aufrührerische Land zu reisen.
Graf Espanna mußte aber ein ansehnliches
Heer sammeln, mit dem er bei des Königs
Ankunft den Aufrührern tüchtig zu Leib ging,
unerbittlich mit den Gefangenen verfuhr,
und als eine furchtbare Geißel endlich die
Empörung, wie es schien, dämpfte. Hier-
auf verließ ein Theil der französischen Trup-
pen das Land.

Nach Portugal kam endlich aus deut-
schen Landen Don Miguél, um das unruhige
in Partbeien zerspaltene Land im Namen
seines kaiserlichen Bruders von Brasilien zu
regieren. Seine Brant, die neunjährige
Tochter des Kaisers sollte aber nach Wien
gehen, um dort bei ihren Großeltern eine
rechte Erziehung zu bekommen, wie sie sich
für eine regierende Königin von Portugal
schickt, denn sie wird einst über Portugal
herrschen. Ihre beste Erzieherin wäre frei-
lich ihre herrliche Mutter, die Kaiserin von
Brasilien gewesen, aber diese weibliche Voll-
kommenheit ruhet seit einem Jahre im Gra-
be. Sie war eine Deutsche, aus Oestreich,
wie die jetzige Königin von Spanien, aus
Sachsen, die ein rührendes Lied für ihren
Ferdinand dichtete, ihm nachsandte und bald
selbst nachfolgte. Das gute deutsche Blut
verläugnet sich halt nirgends. Don Miguél
war kaum in Lissabon angekommen, so traf
er Anstalt, das ganze königliche Ansehen
wieder herzustellen. Die Engländer haben
verdrüsslich dazu und zogen aus Portugal ab.
Viele vornehmen Familien folgten ihnen,
weil sie dem Wetter nicht trauten, nach.
Don Miguél wollte nun gerne zum König
ausgerufen seyn, aber die meisten Soldaten,
ein Theil des Adels und mehrere Städte
schrien: „Wir haben seinem Bruder, dem